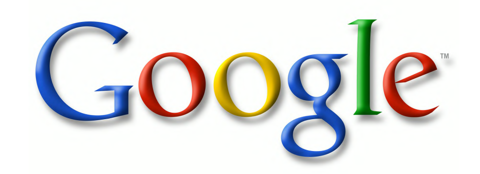
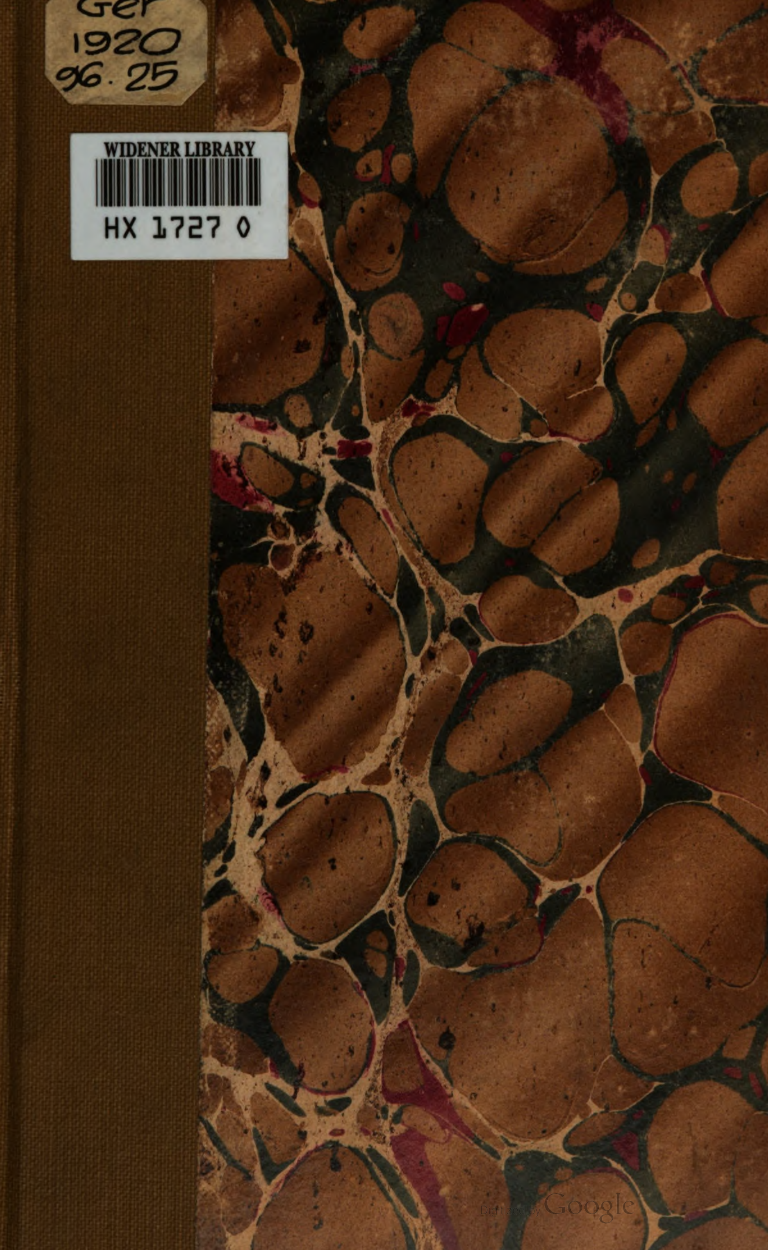
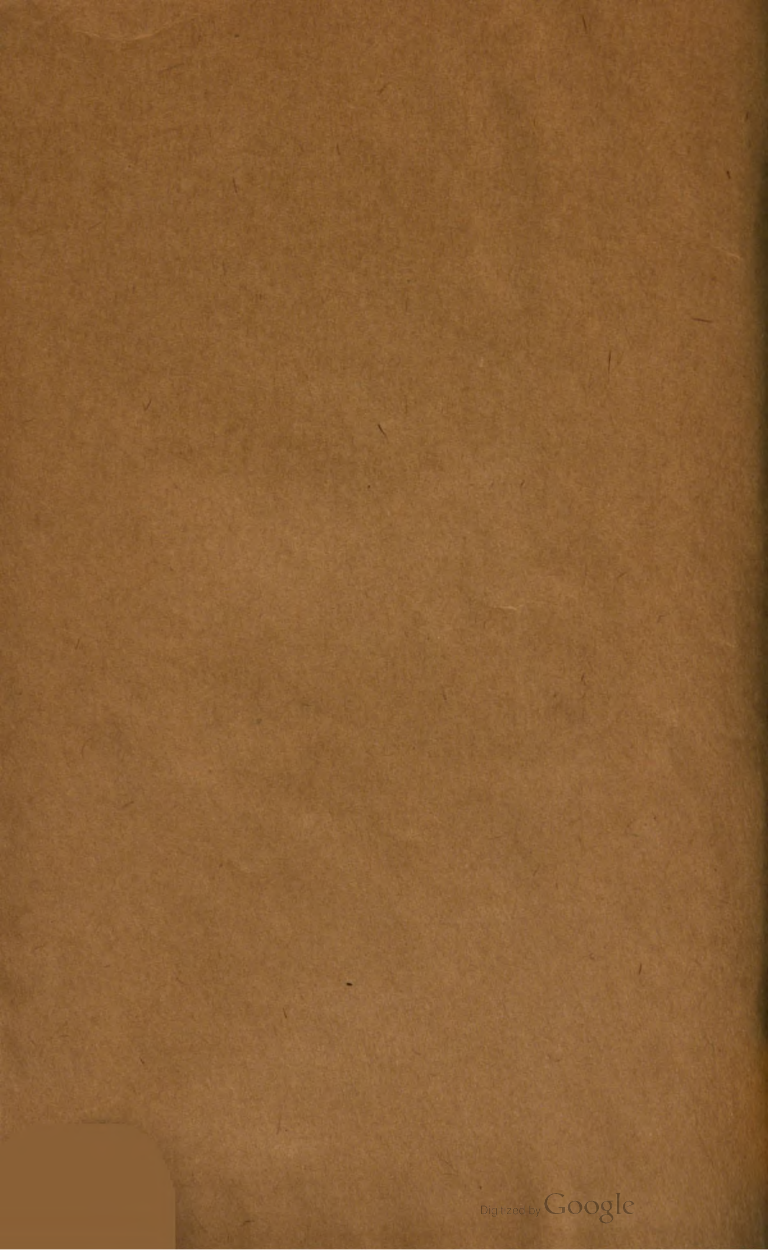



Ger
1920
96.25
WIDENER LIBRARY
HX 1727 0
Digitized by Google





Heldenbilder

aus dem

dreißigjährigen Krie[g]

von

Franz Binder.

Zweites Bändchen:

Jean de Werth, der Reitergeneral

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhand[lung]
1856.

Heldenbilder

aus dem

dreißigjährigen Krieg

von

Franz Binder.

Zweites Bändchen:

Jean de Werth, der Reitergeneral.

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1856.



Jean de Werth.

Jean de Werth-

der Reitergeneral.

Ein Lebensbild

aus dem dreißigjährigen Krieg

für Alt und Jung dargestellt

von

Franz Binder.

Schaffhausen.
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1856.

Jean de Werth,

„der Reiter ohne Gleichen.“

Das ist der wilde Jäger des dreißigjährigen Krieges, der sich vom namenlosen Reiterbuben aufgeschwungen hat zum tapfersten und gefürchtetsten Reitergeneral seiner Zeit; das ist der treue Knecht des Kaisers, der dem deutschen Reiche in der zweiten Hälfte des blutigen Waffenspiels die glänzendsten Dienste leistete; das ist der unvergleichliche Meister in jener Kunst des „Quartieraufschlagens,“ die ihn zum allgemeinen Schrecken der Feinde machte; das ist der „schwarze Graf,“ der die kaiserlichen Waffen siegreich bis vor Paris trug, der an dem übermüthigen Ausland zum Rächer und an der deutschen Ehre zum Ritter wurde. Der Brave verdient es wohl, daß man sich um ihn und seine Zeit ein wenig umsieht.

Der dreißigjährige Krieg wird durch den Tod Gustav Adolphs von Schweden, dem fünfzehn Monate später die Ermordung Wallensteins folgte,

in zwei große Abschnitte getheilt, die sich nicht sowohl durch die Anzahl der Jahre, als durch die Art der Kriegführung sehr unähnlich sehen. Die weit schrecklichere und grausamere Hälfte fällt dem zweiten Abschnitte zu. Das planmäßig einheitliche Operiren unter dem energischen Commando einer unumschränkten Persönlichkeit fehlte hier fast gänzlich, die Feldherrn im großen Styl waren zu Grabe gestiegen. Tilly hatte den Todtenreigen eröffnet. Ihm nach sollten bald — und das an einem Tag — der große König von Schweden und der ritterliche Pappenheim folgen; und als endlich der geniale Schöpfer der Armeen, Wallenstein, als Opfer einer Verschwörung gefallen, war kein Heerführer mehr vorhanden, der, als natürlicher Mittelpunkt der Operationen, die blutige Sache einer raschen Entscheidung entgegenzuführen befähigt gewesen wäre. Der große Kampf ging in kleine Kriege auseinander, die viel Blut kosteten und wenig ausrichteten.

Indeß hatte sich in beiden Heerlagern eine jüngere Schule herangebildet, die im Kriege und unter den Augen jener Altmeister im Handwerk großgewachsen, nun Gelegenheit genug bekommen sollte, sich der Meister würdig zu erweisen. So im Feldlager Gustav Adolphs: Herzog Bernhard von Weimar, Horn, Banner, Torstenson; im Heere der Kaiserlichen: Altringer, Götz, Mercy, Piccolomini. Aus den letztern aber ragt gewaltig und

bewunderungswürdig die altritterliche Gestalt des Hanns von Werth.

Sein Muster und Meister in der ihm eigenen Weise der Kriegführung war der edle Pappenheim, und er blieb sein Vorbild sein vielbewegtes Leben lang. Als dieser Held bei Lützen sein Leben verhauchte, da tauchte plötzlich die bis dahin fast unbekannte Gestalt des wilden Reiters hervor, der von da an durch seine kühnen Streifzüge, durch seine unermüdliche List, durch sein blitzartiges Erscheinen und Verschwinden, sowie durch eine ganz ungewöhnliche Tapferkeit, die Welt mit seinem Namen füllte, und sich so als der rechte Erbe und Nachfolger Pappenheims aufthat — bis zum Ende des Krieges. Wie er sich solchen Namen erworben, soll das Nachfolgende zeigen. Eine Zeit, die so viel Unheil und Greuel erzeugt und so wenig Segenvolles im Ganzen bietet, verdient um so mehr, daß man das Erfreuliche im Einzelnen hervorsuche und für die Reihe allgemeiner Uebel an den glänzenden Gestalten hervorragender Persönlichkeiten sich erquicke und erbaue.

I.

Lehrjahre.

„Die Weltkugel liegt vor ihm offen,
Wer nichts waget, der darf nichts hoffen.
Aus dem Soldaten kann alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Losung auf Erden."

Die Kindheit unseres Helden ist noch viel in Dunkel gehüllt und vermochte bis jetzt von den gelehrten Forschern nicht ganz ins Klare gesetzt zu werden. Die Mehrzahl huldigte der Meinung, Johann von Werth stamme von einer armen Bauernfamilie, die an den Grenzen der Niederlande im Burgunder Kreise des heiligen Römischen Reichs, gelebt habe, deren Namen aber sowohl dem jungen Hanns selbst, als der Nachwelt unbekannt geblieben. Werth, sagen sie, heiße der Ort, wo er geboren sei, und nach diesem seinem Geburtsorte habe der junge Fant, in Ermanglung eines Familiennamens, sich selber genannt. Andere Forscher, und das sind die neuesten, behaupten, Werth sei ein Rheinländer, der Sohn einer adeligen aber verarmten Familie, und gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts geboren. Die Beweise, worauf sie sich stützen, sind allerdings nicht unwichtig, als da ist ein kaiserliches Diplom und sein eigen Testament.

Arm war er, so viel ist klar, adelig oder unadelig, das thut nichts zur Sache. Ein Zweites ist nicht minder klar, denn er hat es selbst gesagt, nämlich: „daß er in den Rheinlanden, zu Büttgen bei Neuß, erzogen worden und allda von Jugend auf meistentheils gewohnt habe." Seine Knabenzeit also, die lieblichen Erinnerungen der früheu Jugend gehören dem deutschen Rheinlande an, und diese Erinnerungen hat er bewahrt sein Leben lang, hat ihrer in würdiger Weise noch gedacht in seinem Testamente.

Ueber seine Erziehung läßt sich ebenfalls nicht Vieles sagen. Wenn Einige meinten, daß es mit derselben blutwenig geheißen habe, und Betreffs seines Unterrichts vermuthen, daß der junge Hanns niemals eine Schulbank gesehen, demnach auch die wohlthätigen Wirkungen jenes fürtrefflichen Haselnußstöckchens wohl niemals verspürt habe; so sind Andere der gegentheiligen Ansicht, und behaupten, daß er keineswegs wild aufgewachsen, sondern in schlichter Umgebung seinen Geist mit ersprießlichen Kenntnissen ausgerüstet und mit den Anforderungen der gährenden Zeit vertraut gemacht habe. Soviel steht auch hier fest: Werth schrieb eine überaus sichere schöne Hand, verstand als Soldat die Feder gegen Angriffe der Neider und Verleumder gar tapfer zu handtieren, und führte in seinen mancherlei Relationen an Kaiser und Kurfürst einen klaren, kräftigen, bündigen Styl, eine

Sprache, die, wie sein Degen, Schneid hatte. Das lernt sich nicht so über Nacht. Auch in andern Dingen zeigte er Kenntnisse und Geschmack. Und im Uebrigen, was das Haselnußstöckchen allenfalls versäumt, hat der Korporalstock ohne Zweifel nachgeholt. Denn der Korporalstock war das Instrument, unter dessen Zucht er zum Manne und Krieger herangewachsen. Dort zu Lande nämlich herrschte von jeher große Lieb' und Lust zum Kriegshandwerk, und die Zeit war just darnach, diesem unruhigen Hang Raum und Gelegenheit zum Austoben gerade genug zu geben. Es waren in den Gegènden zwischen Rhein und Maas große Werbeplätze errichtet, und was von jenen gefürchteten Reitern in Stahl und Eisen unter dem Namen der Wallonen durch die deutschen Lande ging, hatten alles diese Werbeplätze geliefert. Von diesem Kriegerblute nun hatte der junge Hanns eine gute Portion in sich, und er befand sich gerade in der Blüthezeit der höheren Flegeljahre, als die ersten Trommeln zu den böhmischen Unruhen geschlagen wurden und damit den dreißigjährigen Krieg einwirbelten. Es brauchte demnach nicht der gleißenden und klingenden Lockungen der Werber: der junge tolle Bursche lief ihnen freiwillig in die Arme, trat frisch und frank zur Reiterei, und ritt aus, das Glück zu suchen.

Kurz und karg sind die ersten Nachrichten, die uns von dem Leben des jungen Reiters und von

seinem raschen Aufsteigen auf der Leiter zur höchsten Macht Kunde geben. Er machte den ganzen dreißigjährigen Kampf von Anfang an durch. Gleich der ersten Hauptschlacht des großen Krieges, vor Prag, wohnte der jugendliche Reiter mit einem Vetter gleichen Namens bei, und das kaiserliche Diplom, das seine Kriegsdienste aufzählt, besagt, daß selbiger Johann de Werth „in der vor Prag auf dem weißen Berge erhaltenen Viktori sich dapfer und männlich erzeiget.“ Als in Folge dieses Sieges die Waffen an den Rhein gespielt wurden, so zog Werth unter Spinola's Befehlen als gemeiner Reiter 1622 zur Belagerung von Jülich und Berg op Zoom. Unter den Fahnen dieses spanischen Feldherrn machte er sofort seine kriegerischen Lehrjahre durch, und da hatte er einen tüchtigen Lehrmeister. Es war ein großer Heerführer dieser Spanier Spinola, den der Pabst mit Scipio und Cäsar verglich, Italien Glück wünschend, das den Helden geboren, Spinola, der, wie seine Soldaten zu sagen pflegten, „schweigend sprach, mit geschlossenen Augen durch ein Brett sah und im Schlaf für alle wachte.“ Daß der junge Hanns nicht faul war, liegt klar am Tage; denn in Kurzem beförderte ihn der scharfsichtige Spinola zum Wachtmeister, und ebenso kurze Zeit stand es an, so hatte er das Lieutenantspatent in der Tasche, und sein eigenes Fähnlein zum Führen. Jetzt stieg dem herzhaften Jungen der Muth erst recht,

und er verrichtete die erste Waffenthat, die in der Geschichte verzeichnet ist. Zur Belagerung von Jülich geschickt, führte er 50 leichte Reiter aus und überrumpelte mit ihnen ein Kürassiergeschwader, warf und zersprengte es, und nahm 200 Gefangene mit nach Hause. Diese erste muthige That, dieser kecke „Aufparteiritt," der seine ganze künftige Art des Kriegführens vorzeichnete, machte ihn zum Rittmeister, und als solcher trat er in bairische Dienste unter Tilly.

Hier verschwindet sein Name wieder auf einige Zeit, und wir müssen uns mit dem allgemeinen Lobe begnügen, das seiner subalternen Thätigkeit gespendet wurde: „daß er in unterschiedenen Scharmützeln sich ritterlich erwiesen, auch unterschiedliche Hauptparteien der widerspenstigen Feinde sieghaft erlegt und (überhaupt) bei allen fürgegangenen Schlachten und Treffen seinen heroischen Valor erzeiget." Daher kam es, daß der wagehalsige Reiter zur Anerkennung seiner raschen, dem Augenblicke abgesehenen, glücklichen Waffenthaten gar bald Stabsoffizier wurde. Als Oberstwachtmeister wird er im J. 1632, wie sechs Jahre zuvor Pappenheim, sein Ideal, mit 4 Regimentern gegen die abermals rebellischen Bauern in den östreichischen Landen ob der Enns geschickt. Denen ließ er die Flegel um die Ohren sausen und trieb sie auseinander, kehrte darauf schnell zurück, kämpfte muthig unter Wallenstein bei Nürnberg gegen den

ungestümen, erfolglosen Anfall Gustav Adolphs. Noch in demselben Jahre überfiel er in der Oberpfalz die Leibdragoner des Kanzlers Oxenstierna und hieb sie dergestalt in die Pfanne, daß nur 8 Schweden das Weite fanden, um ihrem Kanzler das Unglück der Andern zu melden. Unmittelbar darauf überfiel und schlug der Wackere den Grafen Hohenlohe bei Herrieden, wobei er ihm 10 Kanonen und 2 Fahnen abjagte.

Und um das Jahr gut zu beschließen, trieb er in den letzten Tagen desselben durch schnelle Märsche 3 Regimenter zwischen Nürnberg und Anspach so schlau in Enge und Hinterhalt, daß sie es für das vernünftigste fanden, das Gewehr zu strecken und sich dem wetterwilden, blitzschnellen Reitersmann mit Haut und Haar zu ergeben.

Ende gut, alles gut! dachte unser Hanns von Werth, und da hatte er Recht; denn diese tapfere Waffenthat machte ihn zum Oberst."

II.

Wanderjahr.

Quartieraufschlagen ohne Ende. Die letzten Dreizehn von Spalt. Die Schlüssel von Eichstädt. Der schwarze Graf.

Die Lehrjahre waren glänzend absolvirt, das Streif- und Wanderjahr, das nun folgte, erwies sich nicht weniger glänzend; es hatte gute Wege: das Meisterrecht kam in rechte Hände. Und das hatte es nöthig. Denn Tilly und Pappenheim waren todt (1632), dem Wallenstein blühten nur noch wenige Tage, man brauchte tüchtigen Nachwuchs.

Von da an, 1633, beginnt nun ein selbständigeres Auftreten Werths, und alsogleich entfaltete er die ihn besonders kennzeichnende Art des Kriegführens, seine Meisterschaft im Quartieraufschlagen. „Quartieraufschlagen" nannte man dazumal das unvermuthete Ueberfallen, das Hereinbrechen in die feindlichen Kantonirungen, das Zersprengen der Winterquartiere: und in dieser Kunst war Hanns von Werth Meister in einer bis dahin unerhörten Weise.

Der feindliche Feldherr, mit dem er es zunächst zu thun bekam und auf den er es überhaupt ganz

besonders abgesehen hatte, war Herzog Bernhard von Weimar, der in Gemeinschaft mit dem kriegskundigen Feldmarschall Horn die Oberleitung des schwedischen Heeres übernommen hatte. Bernhard kam von Thüringen her, in der Absicht, sich mit Gustav Horn an der Oberdonau zu vereinigen. Dem gedachte nun Werth einen Riegel vorzuschieben.

Hanns befand sich in der Oberpfalz und hatte bereits das neue Jahr mit dem alten Glücke angefangen. Gleich in den ersten Tagen des Januars fing er einen großen Transport auf; im nächsten Monat benützte er eine günstige Nacht, zwei Regimenter „aufzuschlagen;" und da dieses respektable Stück Arbeit dem Unermüdlichen noch nicht genug war, setzte er den übermüthigen Ritt fort, um einen Andern ins Gebet zu nehmen, und brach Morgens 6 Uhr zu Ebermannstadt dem Generalmajor Bulach ins Quartier, den er schier im Hemd aus dem Bett geholt hätte, während er einen seiner commandirenden Offiziere eben beim Frühstück aufhob. Rechts und links seines Zuges, wo er sorglos marschirende Truppen aufwitterte, die fing er auf. Zickzack wie der Blitz fuhr der Wilde herum. Und seine Reiter lachten dazu aus Herzensgrund, und waren stolz auf ihren unbändigen Führer. Reiche Beute aber war der Lohn jeder dieser lustigen Fahrten.

Endlich kam Bernhard selbst heran, und ge-

dachte den Zudringlichen mit großer Uebermacht aus seiner Bahn zu werfen. Aber ehe er es ahnte, saß ihm der Werth im Nacken. Mit grenzenloser Verwegenheit brach er mit nur 2000 Reitern dem Herzog ins Hauptquartier zu Altenried, warf sein Leibregiment über den Haufen und führte 600 Pferde mit sich fort. Hui! da hatte er in ein Wespennest gestochen. Der Herzog, nicht wenig erbost ob solcher Unverschämtheit, beschloß, ihm seinen unvermutheten Besuch herzoglich heimzuzahlen und nun auch einmal die Nähte zu reiben, zum ewig blauen Angedenken.

Hanns hatte sich eben an der Altmühl postirt und vermeinte endlich, nach dem scharfen Ritt, sich einige Erholung gönnen zu können. Denn ein Marsch von 52 Stunden in einem Athem ist denn doch kein Spaß. Doch verlor er die Besinnung keinen Augenblick, als Bernhard mit dreifacher Ueberlegenheit daherdrang. Zuerst brachte er die ermüdete Reiterei nebst seinen Gefangenen in Sicherheit, dann ging er mit seiner Hinterhut über die Altmühl und stürzte unter klingender Feldmusik auf die Regimenter Bernhards. Der Vortrab desselben wurde auch wirklich geworfen. Nun zog sich Werth langsam hinter die Altmühl zurück. Als sofort ein Theil des feindlichen Heeres ihm über den Fluß nachgesetzt war, lenkte er plötzlich noch einmal um, hielt den Andrang der Uebermacht noch drei Stunden mannhaft kämpfend auf,

und trat zuletzt mit verhältnißmäßig unbedeutendem Verluste seinen Rückzug an.

Das war ein heißer Tag gewesen nach einem zweitägigen Ritt, und eine fast übermenschliche Kraft gehörte dazu, mit Leib und Geist, mit Kopf und Herz da auszuharren. Solches hat sich zugetragen im Anfang des Spirkler-Monats, wie man im Volke dazumal den April nannte.

Die Vereinigung Bernhards mit Horn auf die Länge zu verhindern, war er natürlich mit seinem kleinen Heerestheil nicht im Stande. Er hatte das Seinige gethan und die Vereinigung mit rühmlichem Widerstand wenigstens verzögert. Nachdem diese bei Donauwörth erfolgt war, zeigte er sich unermüdlich, diese Verbindung mit der ihm eigenen Rastlosigkeit zu stören, obgleich das Machtgebot Wallensteins, das jedes entscheidende Unternehmen strengstens untersagte, für einige Zeit ihm die Hände unterband. Doch Art läßt nicht von Art. Im Oktober desselben Jahrs begann er wieder mit seinen Reitern, unter denen sein Rittmeister Spork sich besonders bemerklich machte, seine kecken Stücklein voll Schnelligkeit und Gefahr, und General Speerreuter war der erste, der sie zu schmecken bekam. Dieser Degen hatte mit seinem schwedischen Corps von 3000 Mann die Dorfschaften um Augsburg gebrandschatzt und machte Anstalten, sich in der Umgegend zu verschanzen, um seinen zusammengeraubten Proviant nach Be-

hagen zu vermehren. Somit legte er sich am 3. Oktober mit sorgloser Befriedigung über die gewonnene Beute schlafen. Aber unser Hanns war einer, der aus weiter Ferne schnarchen hörte, d. h. er hatte überall hin Augen und Ohren, und wo diese nicht ausreichten, da thaten es klug erlesene Spione. Diesmal nun war es ein bairischer Reiter, der von den Speerreutern gefangen worden, aber ihren Klauen wieder entronnen war. Der lief spornstreichs zum Werth und rapportirte ihm die Sachlage der schwedischen Brandschatzer, die inzwischen schliefen wie die Katzen und schnarchten wie die Sägemühlen. „Gut!" sagt der Werth, und — „aufgesessen!" klingts im selben Augenblick durch das Quartier. Denn Denken und Handeln folgten bei unserm Hanns aufeinander, wie Blitz und Donner. Es war auch ein ordentliches Donnerwetter und dazu ein nächtliches, das über die Speerreuter'schen hereinbrach. Wie von einem Wetterschlag aufgeschreckt, sprangen die Schweden vom Schlafe auf und sahen sich plötzlich vom Werth'schen Reitercorps überfallen, und wie Hagelschlag fielen die Schüsse und Säbelhiebe auf die Verblüfften ein; als der Morgen heranbrach, war es ordentlich, als hätte ein Wolkenbruch die Schweden verschwemmt: das ganze Corps von 3000 Mann war zersprengt, der General verdankte sein Entkommen nur der Nacht. Geschütz, Gepäck und Pferde waren mit den Siegern davon,

die ebenso schnell wieder verschwunden, als sie eingefallen waren. Wenn unser Hanns so eine tüchtige Arbeit vollbrachte, so war es nicht seine Gewohnheit, sich auf's linke Ohr zu legen und zu denken: nun, Hanns, jetzt darfst du dir zum Lohn auch einige Erholung gönnen. Nein, jetzt erst recht drauf! war seine Meinung, und doppelt genäht, hält fest — hatte er als ein sehr probates Sprichwort erfunden. Was von dem schwedischen Corps im Dunkel der Nacht dem Schwert und den Sümpfen entkommen, sollte auch noch sein Theil kriegen. Die Zersprengten hatten sich wieder gesammelt, und Werth suchte sie diesmal im offenen Felde auf. Der Kampf war hart; denn Speerreuter schnaubte Rache für die über Nacht bekommene Schlappe, aber als der Abend kam, hatten die Schweden ihr letztes Lied gepfiffen, die 30 feindlichen Compagnien lagen theils todt auf dem Schlachtfelde, theils gefangen. Speerreuter war somit vom Lechstrom rein weggeputzt. Der rastlose Hanns hatte noch nicht genug.

Unverweilt rückte er mit seinen trefflichen Reitern vor die Feste Eichstädt. Diese war im Frühjahr von Bernhard von Weimar eingenommen und zu einem bedeutenden Waffenplatz geschaffen worden; der Kurfürst Maximilian hätte sie nun gar zu gern wieder ausgelöst gehabt. Mitte Oktober hatte Werth die Stadt bereits umzingelt und begann sie zu berennen. Eilig rückte auf die

Kunde hievon der Schwedenoberst Taupadel zum Entsatze herbei, und nahm in Spalt sein Nachtquartier, um Tags darauf den Werth zu überraschen. Aber der Werth hatte schnellere Gedanken. Er denkt: Eichstädt lauft mir nicht davon, läßt den Obrist Schnetter vor der belagerten Stadt, bricht nächtlich mit seinen windschnellen Reitern auf — und um Mitternacht stand er vor dem Quartier der Schweden in Spalt. Alles wurde niedergemetzelt oder gefangen. Taupadel rettete knapp sein nacktes Leben, und die unglückselige Zahl ganzer 13 Mann, die von der Mauer herabgesprungen, war allein übrig, ihn zu begleiten. Das waren zusammen klägliche 14 Nothhelfer!

Jetzt ging's wieder frisch an Eichstädt und am 26. Oktober wurden dem Werth die Schlüssel der Stadt überreicht. Diese sendete er an den Kurfürsten von Baiern nebst den 14 Reiterfähnlein, die er in den letzten glorreichen Gefechten erobert hatte; und in München war große Freude darüber, denn dort hatte man schon lange keine Trophäen mehr gesehen, und auch die Augenweide eroberter Stadtthorschlüssel war eine Rarität geworden. Dem schwedischen Commandanten von Eichstädt, Anton Klaudius von Rasche, bekam der Spaß schlecht. Er wurde von dem erzürnten Bernhard, der eben zum Entsatze herbeieilen wollte, vor ein Kriegsgericht gestellt, wegen feiger Uebergabe der

Stadt verurtheilt und sechs Wochen später zu Regensburg auf dem Kornmarkte enthauptet. Bernhard wandte sich nämlich nun gegen die wichtige Stadt Regensburg. Regensburg, welches das letzte Wort des sterbenden Tilly gewesen, Regensburg, das auch dem König Gustav Adolph sehr am Herzen gelegen, diese bedeutsame Donaustadt sollte ihm die Verluste ersetzen. Daß dem Herzog der Plan gelang, daran trug Werth wahrlich keine Schuld. Denn seine Macht war viel zu schwach, um solches allein zu verhindern. Er konnte ihm blos Abbruch thun und die Einnahme verzögern. Die Langsamkeit Altringers und die Unthätigkeit des dem Kurfürsten feindseligen Wallenstein hauptsächlich hatten zur Folge, daß Regensburg schon am 15. November, übrigens durch ehrenvolle Uebergabe, in die Hände Bernhards fiel.

Von dem festen Regensburg aus unternahm Bernhard einen größeren Zug der Donau entlang, den östreichischen Landen zu. Werth, obgleich ungleich schwächer, war entschlossen, dem Uebermächtigen gegenüber jeden Fußbreit Land zu vertheidigen, und bezog eilig an der Isarmündung, jenem voraus, ein verschanztes Lager. Als der Herzog des Unverdrossenen wider Verhoffen bei dem Dorfe Plattling ansichtig wurde, brach er unwillkürlich in zornige Worte aus. „Hat der Teufel Euch denn allerwegen, Schwarzer?“ rief er dem Unbe-

quemen über das Ufer hinüber. Werth wurde nämlich wegen seiner schwarzen Rüstung „der schwarze Graf" geheißen. Bernhard erzwang sich aber mit seiner Uebermacht dennoch den Uebergang. Werth war übrigens nichts weniger, als eingeschüchtert, er behielt den Gegner unverwandt im Ziele, lagerte sich mit unbeirrter Keckheit unter den Augen desselben und that ihm bei jeder Gelegenheit Abbruch. Bernhard bedrohte bereits Passau, um sich von da mit den Bauern im östreichischen Erbland ob der Enns zu vereinigen, die schon in voller Wehr standen, da fiel Werth durch eine kluge rasche Wendung ihm in den Rücken und schnitt ihm die Verbindung mit Regensburg ab. Das brachte den Herzog etwas aus dem Concept, und wie er sich drehte und stellte, er fand: es war ein Bock im Argument. Kurz darauf gab er seinen Plan gegen die östreichischen Lande auf und kehrte um, dem verwünschten Werth Rache sinnend. Aber mein guter Hanns wußte ihn zu hänseln und ließ sich nicht erwischen. Im Gegentheil, dem kühnen Manöver von vorhin setzte er gleich darauf für den Herzog noch einen blutigen Merker bei. Jederzeit ganz Aug und Ohr, ersah er sich den augenblicklichen Vortheil von Bernhards plötzlichem Rückzug, und fiel im jähen Flug über 4 schwedische Regimenter bei Straubing her und rieb sie großentheils auf. Das geschah just vor Thorschluß des Jahres 1633. So war er in

diesem Jahre fast der Einzige gewesen, der die Ehre der kaiserlichen Waffen aufrecht erhalten hatte, und es gebührt ihm das Lob: daß er in dem Feldzuge der erste gewesen, der das Schwert rühmlich gezogen, und der letzte, der es in die Scheide steckte.

III.

Regensburg und Nördlingen.

„Kennt ihr das Holkische Jägerhorn?
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündfluth, so sind sie da,
Wie die Feuerflamme in dunkler Nacht
In die Häuser fähret, wenn Niemand wacht."

Der Spruch paßt auch auf Werth, wie man schon gesehen hat und ferner sehen wird.

Wallenstein war am 25. Februar 1634 zu Eger mitten in den größten Plänen ermordet worden. Dadurch gewann Werth etwas freiere Hand. Zum Generalissimus der Armee an die Stelle Wallensteins wurde nun Ferdinand, der junge König von Ungarn, ernannt, der, wenn auch noch unerfahren für diese Stellung, doch thatenbegierig war und der Würde einen hoffnungsreichen Namen lieh. Das nächste große Ziel, das diesem neuen Ge-

neralissimus vorgesetzt war, mußte natürlich das wichtige Regensburg sein, das im verflossenen Jahre in die Hände der Schweden gefallen war, und das um jeden Preis diesen Unholden wieder abgenommen werden sollte. Regensburg war die Basis, von der allein mit Sicherheit weiter operirt werden konnte, es war der Brennpunkt, in dem alle Wünsche und Befürchtungen der feindlichen Parteien zusammentrafen. Die Wiedereroberung dieses festen Platzes, von welchem im Ganzen nicht weniger als siebzehn Belagerungen gezählt werden, hatte sich also der junge König Ferdinand als erste Waffenthat ausersehen. Hiefür wurden in Böhmen große Rüstungen veranstaltet, die sich bis in den Mai hinausdehnten.

Inzwischen hatte aber Werth nicht gefeiert. Er war nach Verdienst zum Generalwachtmeister ernannt worden, und die Antwort auf eine so erfreuliche Beförderung pflegte der thatenfrohe Reiter am liebsten mit dem Degen zu geben. Somit ritt er aus und brach in der Nacht in die Weimarischen Quartiere um Deggendorf ein, worin er mit seinen Reitern wettermäßig hauste. Doch lief der Strauß nicht ohne eigene Gefahr für ihn ab. Die feindliche Reiterei eilte aus den ferneren Kantonirungen herbei und setzte nun ihrerseits dem über bahnlose, schneebedeckte Berge zurückkehrenden Generalmajor aufs lebhafteste nach, wobei dieser

sogar vom Pferd geworfen wurde, nachdem er im Handgemenge 13 Schweden erlegt hatte.

Dem kleinen nächtlichen Vorspiel folgte bald ein fröhliches Schau- und Reiterstück. Um die Wege gegen Regensburg zu ebnen, traf Werth Anstalten, dem Kurfürsten die Stadt Straubing, die im Besitz der Schweden war, wieder zurückzuerobern. Er vereinigte sich zu diesem Zweck mit dem General Altringer, und mit 10,000 Mann rückten sie vor die Stadt, wo, wie vielleicht nicht jeder weiß, Fünfe gerad sind. Auf dem Hauptplatze von Straubing steht nämlich der Stadtthurm, der oben ein burgähnliches Haupt trägt, zwischen dessen vier Eckthürmchen noch eine Kegelspitze emporsteigt. Von diesen fünf Thurmspitzen hat derselbe den Namen „Fünfegerad." — Der schwedische Commandant der Stadt, Oberst Berghafen, wird aufgefordert, „Akkord zu nehmen" (zu kapituliren); der aber, dem es als Bruder Straubinger gar sehr zu behagen schien, gibt ihnen statt dessen eine trotzige und spöttische Antwort, und bietet statt der Stadtschlüssel Kraut und Loth an. Nun ging es an ein ernsthaftes Beschießen und Berennen, und siehe da, als eine Bresche geschossen war, da hatte auch der Muth des Commandanten ein Loch bekommen. Er nahm nun Akkord, aber keinen sonderlich rühmlichen, und am 1. April ließ er Fünfe gerad sein, und Straubing ging in die Hände seines Landesherrn über. Die Bürgerschaft,

die mit Unwillen unter dem Schwedensäbel geseufzt hatte, und deren tapferer Bürgermeister Simon Höller sich dadurch ausgezeichnet haben soll, daß er im J. 1633 während der Belagerung durch die Schweden allein 36 Offiziere derselben erlegte — war hocherfreut, den alten Schweden so in den April geschickt zu sehen, und ging den Eroberern mit Frohlocken in feierlichem Aufzuge entgegen. Ihr Erscheinen wurde mit Fußfall und Glückwünschen bewillkommt, und in einem förmlichen Triumphe, unter Traghimmeln eingeholt, zogen die Feldherrn in die frohbewegte Stadt ein. In der Pfarrkirche zu Straubing wird noch heute Werths Bild gezeigt. —

Im Mai rückte endlich das kaiserliche Heer unter Ferdinand und Gallas gegen Regensburg, und die Belagerung wurde aufs ernsteste in Angriff genommen. Aber auch der Schwede Lars Kagge, der die Festung behauptete, hatte alle Gegenanstalten zur Vertheidigung getroffen, und Entsatztruppen waren ihm versprochen worden. In Summa, Regensburg war, wie man sagte, „die Braut, darumb man tanzte.“ Zwei Heere, eins unter Bernhard, das andere unter Horn, standen sich nicht allzufern, um im Nothfall zum Entsatz der belagerten Stadt sich zu vereinigen. Das aber eben wollte König Ferdinand verhüten, und zu diesem Zweck hatte er Johann von Werth ausersehen. Da war auch dieser in der That besser

an seiner Stelle, als bei einer langwierigen Belagerung: denn die wilde Jagd — das war sein Revier. Mit 80 Fähnlein Kroaten und andern wilden Gesellen machte er sich auf, und eröffnete seine Fahrten landauf und landab. Bald war er bei Nürnberg, bald schweifte er durchs Ries, „selbiges er fein rein durchsuchte;" da jagte er Transporte auf und versorgte damit eine befreundete Festung, dort griff er einzelne Heeresabtheilungen an, und that so seinen Feinden merklichen Abbruch. Das alles geschah mit so fabelhafter Geschwindigkeit, daß er fast zu derselben Zeit an Orten sich zeigte, die wohl 20 Meilen auseinander liegen. War demnach, wie Meister Pappenheim, ein geborner Ueberall und Nirgends. Dabei wurde er noch unterstützt durch die Uneinigkeit der Schweden selbst. Bernhard wollte rechts, Horn wollte links; Bernhard verlangte sogleich mit dem neugebackenen Generalissimus anzubinden, Horn meinte durch einen Einfall tiefer ins Bairische Besseres auszurichten. Und während deß flog unser Hanns zwischen Beiden lustig auf und ab und theilte nach beiden Seiten Hiebe aus. Da rückte ihm endlich Horn mit ganzer Macht auf den Leib, um den Zudringlichen zu züchtigen. Aber Werth war klug genug, die Lunte zu riechen und sich zurückzuziehen, denn gegen solche geschlossene Uebermacht zu stehen, hieße das Unmögliche wagen. Er wandte sich mit seinem fliegenden Haufen nach

Ingolstadt, ließ aber den Schweden nicht aus den Augen. Dieser suchte sich wieder dem Herzog Bernhard etwas zu nähern und die Verbindung mit ihm frei zu erhalten. Aber kaum hatte er einem Ort den Rücken gekehrt, erschien der unermüdliche Werth mit seinem fliegenden Corps wie über Nacht, vertrieb daselbst die zurückgelassenen Besatzungen und nahm die eroberten Plätze wieder. Besonders war es das Städtlein Aichach, das zum Tummelplatz der freund- und feindlichen Waffen ausersehen schien. Dreimal wurde Aichach erobert und wiedergenommen, und das siegjauchzende Kriegsgeschrei: „Allgewonnen, allgewonnen!“ der Stürmenden erscholl in dem einen Monat Juli zu wiederholtenmalen über die Mauern des festen Platzes, bis er endlich von Horn in Asche gelegt wurde.

Zwar mußte Werth immer wieder der Uebermacht ausweichen, zwar fiel Landshut in die barbarischen Hände der Schweden, wobei sein älterer Kampfgenosse, General Altringer, das Leben verlor, man weiß nicht, durch Freundes- oder Feindeshand; allein Hannsens Thätigkeit war doch nicht ohne Erfolg. Gar manche Fahne ward erbeutet, gar mancher Schwede biß ins Gras, die glückliche Verwegenheit hielt den Muth der Seinen warm und die Pläne Gustav Horns in schwankender Unruhe — und als der letztere endlich doch, durch den Nothschrei gerufen, dem Bernhard zum Entsatz der hartbedrängten Reichsstadt zu Hilfe

eilte, da war es zu spät: Regensburg kapitulirte am 26. Juli 1634. Der schwedische Vertheidiger hatte sein Möglichstes gethan, hatte gewacht und gewehrt, hatte Ausfälle gemacht und sein Pulver verschossen, hatte gewartet und gewartet — nun mußte der wackere Soldat doch Akkord nehmen, und den erhielt er in der ehrenvollsten Weise, wie er es verdiente, nachdem er 465 Ausfälle gemacht hatte. Er erhielt freien Abzug mit fliegenden Fahnen, unter Trommelwirbel und Pfeifenklang, mit Ober- und Untergewehr, brennenden Lunden, Kugeln im Munde, die Pistolen mit gespannten Hahnen.

Regensburgs Gewinn war entscheidend für den ganzen Feldzug. Die erste Waffenthat des jungen Königs war also glückverheißend. — Aber auch Werths Verdienst wurde von dem römischen Könige gebührend anerkannt, und seine kühnen Züge hatten ihm dessen ganze Hochachtung gewonnen, und sein Wohlwollen auf Lebenszeit.

Die guten Früchte der Eroberung traten unmittelbar zu Tage. Ungehemmt ergoßen sich die kaiserlichen Völker über die bairischen Lande, aus denen die Schweden zurückgedrängt wurden. Von Regensburg ging der Marsch auf Donauwörth. Das wurde genommen. Von Donauwörth ging es auf die Reichsstadt Nördlingen, die in den Händen der Schweden war, wie die meisten Reichsstädte. Um diese Städte konzentrirte sich nun die

ganze Macht der Kaiserlichen. Dort verband sich mit König Ferdinand auch der Kardinal-Infant von Spanien, der um seinen Kardinalshut noch den kriegerischen Lorbeer flechten wollte. Auch der abenteuerliche tollkühne Herzog Carl von Lothringen führte einige Hilfstruppen herzu und übernahm das Commando des bairischen Heeres. Unter ihm focht General Werth, welcher von einem wilden verheerenden Streifzug aus Franken mit seinen fürchterlichen Kroaten eben wieder zur Hauptmasse zurückgekehrt war.

Jetzt säumten auch die Schweden nicht mehr, entschlossen, das Aeußerste zu wagen, um die bedrohte Reichsstadt zu retten. Bei Günzburg vereinigten sich die beiden schwedischen Heere und rückten nun über Leipheim und Bopfingen gegen Nördlingen heran, um es zu entsetzen.

Am 18. August hatte die Belagerung der Stadt ihren Anfang genommen: der erste Schuß geschah, wie eine Nördlinger Chronik von einem Augenzengen sagt, Schlag 12 Uhr Mittags, hierauf wurde in der Stadt die Sturmglocke geläutet, und die Bürgerschaft setzte sich nebst den in die Stadt geflohenen Bauern schnell in Vertheidigungsstand, verrammelte die Thore und brachte Sand und gefüllte Wollsäcke auf die Stadtmauer. Die Kaiserlichen hatten sich vornehmlich auf den Anhöhen des Galgen- und Stoffelberges festgesetzt, und ließen von da aus die Bomben in die Stadt

spieken. Die Schweden aber hatten ein Lager auf dem Breitwang bei Bopfingen bezogen. — Bald riß starker Mangel an Lebensmitteln in der Stadt ein, daß man bereits anfing, Pferde-, Hunde- und Katzenfleisch zu verzehren. Da unternahm es ein kecker Schuhmacher, Namens Weckerlin, heimlich aus der Stadt in das schwedische Lager zu schleichen und dem Herzog Bernhard Briefe voll dringender Bitten vom Commandanten der Stadt zu überbringen. Beim Wasserthurm wurde ein Loch in die Mauer gemacht, wo der wackere Weckerlin aus- und einging. Sein Losungswort war, wenn er kam: „Mich hungert!“ Und so kam der listige Mann oft verkleidet durch die Vorposten hin und her. Noch heute wird das Loch im Wasserthurm gezeigt. — Am 2. September wurde die Reichsstadt förmlich aufgefordert zur Uebergabe, aber die Bürger, durch die Nähe des Entsatzes ermuthigt, trotzten. Die Stadt wurde an zwei Orten gestürmt und schlug vier Stürme ab. Die Weiber sogar begossen die kaiserlichen Soldaten, wenn sie die Sturmleitern anlegen wollten, von den Stadtmauern herab mit glühendem Oel.

Endlich am 5. September rückte das schwedische Heer heran, eine entscheidende Schlacht zu wagen. Im Walde, der Ohrenberg genannt, war Kriegsrath gehalten worden. Der vorsichtige Horn hatte von einem Treffen abgerathen, aber Bernhards Meinung, der stürmisch eine Schlacht verlangte,

drang durch, und schon am Abend des 5. September begann das Vorspiel um den Besitz einer Anhöhe. — Am Tage der Schlacht selbst hatte Werth unter dem Herzog von Lothringen den rechten Flügel des liguistischen Heeres zu commandiren und stand dem Herzog Bernhard, seinem alten Widerpart, gegenüber. Dieser hatte auf dem Häselberg Posto gefaßt und sein Heer vor dem Walde in Schlachtordnung aufgestellt. Der 6. September brach an. Zuerst kam Horn ins Feuer, der die schwedische Colonne rechts commandirte und zunächst gegen die Anhöhe des Albuchs, auf dem die Spanier Batterien in Form eines Halbmonds errichtet hatten, muthig anstürmt, die Brustwehren ersteigt, die Schanzen erstürmt. Da geräth ein Pulverfaß in Brand, fliegt mit dem ganzen Außenwerke in die Luft, und begräbt unter seinem Schutte gegen 1000 Mann. Fast zu gleicher Zeit bricht die kaiserliche Reiterei herein. Die schwedische Colonne wird geworfen und zieht sich, übrigens noch in guter Oordnung, an den Fuß des Abhangs zurück. Jetzt entscheidet auf dem rechten Flügel der Sieg des liguistischen Heeres über Bernhard den Tag. Eine Batterie von 50 Geschützen hatte bereits große Verheerung unter Bernhards Reiterei gebracht. Nun legt auch noch der Ungestüm Werths sein Gewicht in die Wagschale. Dreimal hatte er schon mit seiner Reiterei die feindliche Colonne angefallen, er setzte zum

vierten Male an — der Anprall war unwiderstehlich: die Schweden werden von ihren Höhen herabgestürzt und in die Kavallerie Horns geworfen. Da war die Auflösung der schwedischen Colonne unaufhaltbar. Verwirrung, Flucht und Niederlage wurden allgemein. In diesem Trubel war es, wo der Feldmarschall Horn von Werth'schen Kürassieren angefallen und umringt wurde. Diesen gab er sich sofort gefangen und ward von ihnen nebst 75 Fahnen ihrem Führer vorgeführt. Werth selbst, wird gesagt, habe 3 Fähndriche an ihren Fahnen erschlagen und 28 Feinde mit eigener Hand gefällt. — Geschütz, Bagage und Lager ließen die Schweden im Stich, von denen 12000 auf dem Schlachtfelde lagen. 80 große Kanonen, 4000 Wägen, 1200 Pferde, 300 Standarten und 6000 Gefangene waren in die Hände der Sieger gefallen. Am 8. September hielt der siegreiche Ferdinand seinen Einzug in die Reichsstadt Nördlingen, woselbst er in der „Höllwirthschaft" abstieg. Er begab sich unverweilt in die Kirche und ein feierliches Hochamt und Te Deum wurde gehalten.

Marschall Horn, der Liebling Gustav Adolphs, der Gefangene Johanns von Werth, wurde an den Kurfürsten von Baiern überantwortet, und dieser ließ ihm jenen festen Thurm in Burghausen als Aufenthalt anweisen, wo zwei Jahrhunderte früher Herzog Ludwig der Gebartete von Ingolstadt sein Leben beschlossen hatte.

Werths Verdienste blieben nicht unbelohnt. Der Siegestag von Nördlingen brachte dem tapfern General die Beförderung zum Feldmarschallieutenant.

Die Schlacht war von unübersehbaren Folgen. Der 6. September 1634 verschaffte dem Kaiser dieselbe Ueberlegenheit über die Feindespartei, welche drei Jahre früher der 7. September 1631 den Schweden (in der Schlacht bei Breitenfeld) über die kaiserliche Sache gegeben hatte.

Werth war unter den Vordersten, welche, um den Sieg vollständig zu machen, den flüchtigen Schweden mit ruheloser Schnelligkeit nacheilten, ihnen ins Württembergische folgte, und bei Calw ein Corps von etlichen tausend Mann einholten, das erste, das sich nach der Niederlage gesammelt hatte. Diese überfiel er während der Nacht und das ganze Corps ward übermannt, todt oder gefangen. Für das arme Württemberger Land ging nun eine Zeit des Schreckens an, doch wird ein Zug von Werths Gerechtigkeitssinn zu Tübingen erzählt. Dort, in der schönen Universitätsstadt, begab es sich, daß inmitten einer Predigt, so Dr. Osiander in der Stiftskirche hielt, ein kaiserlicher Feldkaplan auf die Kanzel stieg und zu dem lutherischen Prediger sagte: „warumb lehrst Du nit Gottes Wort?“ Worauf er in einen theologischen Streit gerieth, der aber in Bälde zum Faustkampf wurde. Darüber entstund Tumult in der Kirche

und der seltsame Disputator ward ergriffen. Werth ließ den Feldkaplan nicht blos in Banden legen, sondern hernach ihm auch den Dienst aufkünden, „ungeachtet der Aermste im Verlauf der Disputation schon ziemlich Stöße davongetragen.“

Der Schrecken war allgemein, und Werth ließ ihn nicht unbenützt. In einem Lauf jagte er weiter, von Württemberg nach Baden, und schlug dort den Rheingrafen Otto Ludwig in die Flucht, welcher nur durch einen tollkühnen Sprung in die Kinzig Leben und Freiheit rettete.

Noch steckte Hanns von Werth sein Schwert nicht ein, trotz der vorgerückten Jahreszeit. Er warf die schwedischen Besatzungen aus den rheinischen Städten heraus und gedachte endlich das ereignißreiche Jahr durch die Einnahme von Heidelberg zu beschließen, welches er schon bis auf das Schloß inne hatte, als eine unvermuthete Gewalt seinen Waffen Stillstand setzte. Ein neuer Feind, der bisher nur unter der Decke gespielt hatte, trat ihm hier urplötzlich entgegen und das waren die Franzosen. Zwei französische Marschälle rückten mit einem Heere von 12000 Mann auf Heidelberg zu, und Werth sah sich gezwungen, sich hinter den Odenwald zurückzuziehen. Unser Hanns schwur es aber, den dicken Schelmen das Fuchsenstücklein mit baarer Münze heimzuzahlen, und wie ehrlich er sein Wort gehalten hat, davon werden wir hören.

IV.

Jean de Werth, der Franzosenschreck.

Der französische Pakt und der Prager Frieden. Des Franzosenkönigs Feldzug und Hasenpanier. Französischer Köder. Die wilde Jagd vor Paris.

1.

Warum kamen die Franzosen? Das ist in Kurzem erklärt. Frankreich ist seit Jahrhunderten der Erbfeind des Hauses Habsburg. Die wachsende Macht dieses Hauses und damit des deutschen Reiches zu schwächen, bildete darum von jeher seine Aufgabe. Besonders war es Richelieu, der staatskluge, allmächtige Minister Frankreichs, der heimlich und offen gegen diese Macht in die Schranken trat. Bisher war das blos heimlich, durch Lug und Trug, durch diplomatische Kunstgriffe geschehen. Denn der allerchristlichste König unterstützte nicht blos Protestanten, sondern nach Umständen sogar Heiden und Türken, wenn es zum Schaden des deutschen Reiches und zum eigenen Profit diente. Das schöne Elsaß stach ihm schon lange in die Augen, und schon mancher verlangende Seufzer war umsonst hinübergeschickt worden. Jetzt zeigte sich plötzlich eine Gelegenheit, das schöne Stück vom Leib des deutschen Reiches wegzuschnappen. Nach der verhängnißvollen Nördlinger Schlacht wandten sich die protestantischen Bundes-

genossen an Frankreich und erbaten sich dessen Hilfe gegen die Uebermacht des Kaisers. Der Preis für diese Hilfe sollte Elsaß, die Reichsstadt Philippsburg und die noch zu erobernde Festung Breisach sein. So ward von Deutschen ein schönes Stück deutschen Landes an die Franzosen verkauft, und das war der Anfang der nachmals so verderblichen Franzosenherrschaft, welche Jahrhunderte lang auf dem deutschen Kaiserreich gelastet hat bis zu seiner Vernichtung. Und ein deutscher Fürst, Bernhard von Weimar, mußte sich dazu hergeben, das Werkzeug der französischen Politik zu werden und an der Zerstückelung Deutschlands mitzuhelfen. — Darum also kamen die Franzosen. Bisher hatten sie im Trüben gefischt, jetzt, da sie freies Spiel hatten, wollten sie es unter einem guten Vorwand, unter einem spanischen Mäntelchen, offen versuchen. 12,000 Mann hatten sie dem Bunde im Pakt versprochen, und diese Zwölftausend waren es, welche unvermuthet vor Heidelberg erschienen und den General Werth zum Rückzug zwangen. Gegen diese Franzosenwirthschaft war Werth bestimmt, drei Jahre lang sein wuchtiges Schwert zu führen und die deutschen Waffen im Auslande zu Ansehen zu bringen, zu einem Ansehen, dessen man noch lange mit Schrecken gedachte.

Schon in den ersten Tagen des Jahres 1635

marschirte Werth über den gefrornen Rhein, streifte mit seinen 5000 Mann ins Elsaß, den Blutpreis der französischen Hilfe, und überfiel nächtlich die Reichsstadt Philippsburg, die in den Besitz der Franzosen übergegangen war. Der nächtliche Frost hatte das Heranschleichen erleichtert, und die Stadt mußte sich ergeben zum großen Verdruß des auf Siegesnachrichten hoffenden Richelieu.

Auch Speier kam ohne einen Kanonenschuß in die zeitweilige Gewalt Werths. So konnte er denn, der erste, schon im Februar nach Baiern berichten: „daß er den neuen Feind, die Franzosen, geschlagen, ihnen 8 Stücke, darunter 4 halbe Kartaunen, abgenommen, das erstemal mit seinen Soldaten französisch Blut versucht und deßhalb künftig desto eifriger daran setzen werde.“ Darauf erhielt er von dem im Punkte der Titulaturen und Auszeichnungen sehr ökonomischen Kurfürsten das anerkennende Prädikat „Bester.“ — Der Kaiser aber erhob den Tapfern am 4. April zum Reichsfreiherrn, und das ihm hiefür ausgestellte Diplom führt in ehrenden Ausdrücken seine vielen braven Thaten auf. Sein Wappen zeigte, wie daselbst angeführt ist: „ein silberfarbes Schild, darinnen für sich aufrechts, zum Grimmen geschickt, ein gelb gekrönter Löwe, mit über sich geworfenem doppelten Schwanz, offenem Rachen, roth ausgeschlagener Zungen, und beiden ausgespreizten Tatzen.“

Daß aber Werth nicht blos ein tüchtiger Haudegen und unübertrefflicher Reiter war, sondern auch ein gewichtiges Wort im Kriegsrath zu reden verstand, das beweist seine Berufung nach München und Wien während dieses Feldzugs, wo er über den neuen Feldzugsplan mitsprechen sollte. Was dem schlicht erzogenen Hanns allenfalls an schulgerechter Bildung abging, das ersetzte ihm sein klarer gesunder Menschenverstand, die Schärfe seines Urtheils und der Reichthum seiner thatenvollen Erfahrungen. Von nun an sollte er nicht blos mitthaten, sondern auch mitrathen. Die Aenderung des Kriegsplans war nothwendig geworden durch die Veränderung der politischen Lage Deutschlands, welche der Prager Friede herbeigeführt hatte. Der Prager Friede, im Mai 1635 geschlossen, erzielte die Aussöhnung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg mit dem Kaiser, und verpflichtete diese, den gemeinschaftlichen Reichsfeind, die Schweden, aus dem blutgetränkten Lande jagen zu helfen.

Werth selbst kam in eine etwas veränderte Stellung zu seinem Herrn und Gebieter. Urspünglich ein Offizier in dem Dienste der Liga und Maximilians von Baiern, hatte er nun auch das Patent als kaiserlicher General erhalten, kommandirte meist kaiserliche Völker, und diente so den gemeinschaftlichen Plänen des Kaisers und des Kurfürsten zugleich. Dadurch gerieth er aller-

dings in ein Verhältniß, das sich bisweilen durch seine doppelte Verbindlichkeit sehr mißlich gestaltete, ihm manche Verkennung zuzog und zuletzt sogar verhängnißvoll für ihn wurde.

Als er im Sommer wieder von den Sitzungen im kaiserlichen Kriegsrath in das Lager nach Breisach zurückgekehrt war, fand er das Heer nicht im besten Zustand. Sein Waffenbruder, Herzog Karl von Lothringen, hatte während seiner Abwesenheit einen Feldzug unternommen, der unglücklich ausgefallen war und das Heer, selbst Werths Leibregiment, in den traurigsten Zustand gebracht hatte. Hunger und Krankheiten hatten das Uebel noch vergrößert. Mit der Ankunft Werths änderte sich alsbald das Wetter. Der Feldmarschalllieutenant brachte überdies Verstärkungen mit und richtete den gesunkenen Muth der alten Regimenter wieder auf. Er that seine Ankunft alsbald durch einen kecken Streich kund. Zwei französische Regimenter, die sich keines so unerwarteten Besuchs versahen, wurden plötzlich von Werth auf nie von Reitern betretenen Pfaden in der Nähe von Reichenweier überfallen und niedergesäbelt. Davon war eines das Leibregiment des Königs gewesen. Der Wiederhall dieses jähen Streichs zitterte bis nach Paris, und der Name Jean de Werth, begann bereits die Runde zu machen. Im Lager der Seinigen aber war wieder Sonnenschein! Das Glück der kaiserlichen Waffen im Elsaß

erweiterte sich, als auch Gallas mit einem Heere sich zu Werth gesellte. Der französische Obergeneral, Kardinal Lavalette, wäre bei dem raschen Vordringen der Kaiserlichen beinahe gefangen worden. Nur der Verrath eines Bauern und die schnellen Füße eines Pferdes retteten ihn vor den Werthischen Reitern, und seine Flucht war so eilig, daß er sämmtliche Kanonen zurückließ und das Gepäck verbrannte. Er dachte wohl: die Haut ist näher als das Hemd. Der Muth schrumpfte ihm ein, wie der Lehm unter der Dachrinne. Seine einzige Zuversicht war Bernhard von Weimar, auf dessen Kriegskenntniß er sich überhaupt gänzlich verließ, weßhalb ihn seine eigenen Soldaten im Lager durch Gesänge verspotteten, und die Unselbständigkeit des „bemützten Generals," wie sie ihn nannten, in einem muthwilligen Liede besangen, welches in den Refrain endigte: où est le duc de Wimar? Mit gewaltigem Respekt vor den deutschen Waffen kam der bemützte General von dem Feldzuge nach Hause und konnte das Lob nicht zurückhalten, daß die Deutschen das kriegerischeste Volk in ganz Europa wären. So stand es damals noch mit dem Ansehen des deutschen Volkes.

Mit 70 Fähnlein drang Werth sofort über die Vogesen nach Lothringen ein und durchstreifte ungehemmt das Land nach allen Windrosen. Die Gefahr begann drohend zu werden. Da entschloß

sich der französische König Ludwig XIII., selbst zu Felde zu ziehen, und den französischen Waffen durch die königliche Gegenwart Glück zu bringen. 5000 Edelleute schaarten sich freiwillig um seine Person und folgten ihm ins Feldlager. Glänzende Phrasen und ruhmredige Berichte kündigten ihre Ankunft an und prahlhansten nach Herzenslust. Die Einnahme eines kleinen Städtchens krönte den König vollends zum Eroberer, und der Sieger gedachte mit seinen Hofleuten eben auf den frischen Lorbeeren auszuruhen, als sie etwas unsanft aufgeschreckt wurden. Und wer war denn dieser Franzosenschreck? Niemand anders als unser guter Hanns. Es wandelte ihn die Lust an, den französischen Hitzköpfen ein wenig den Puls zu fühlen und nach Befund auch Ader zu lassen. Ja, er führte nichts Geringeres im Schilde, als mit 6000 gewiegten Reitern den König selbst mitsammt seinem Hofstaat mitten in seinem Feldlager aufzuheben und hinwegzuführen. Aber der König erhielt Wind davon, und die Keckheit dieses Einfalls dünkte ihm so eines Werth würdig, daß er, ohnehin in Paris nöthiger als im Felde, seine Eroberungspläne in die Tasche steckte, den Lorbeer liegen ließ, wo er lag, und seine heile Haut wieder zurück nach St. Germain trug — ihm nach die 5000 Edelleute. Das war des Franzosenkönigs Feldzug und Hasenpanier!

Werth, „der Beste," entschädigte sich ander=

wärts. Schon am 1. Oktober konnte er, zum wiederholten Male in diesem Jahre, dem kurfürstlichen Hofe die Erbeutung von 50 französischen Fahnen anmelden, und der Eindruck, den die Erscheinung und das Gebahren der Franzosen auf ihn gemacht, war so voll Geringschätzung, daß er nicht anders wähnte, als daß es mit ihrer Kriegslust Matthäi am Letzten sei und sie über kurz oder lang zum Kreuz kriechen würden. Deßhalb fügte er der Relation an den Kurfürsten die Bitte bei: „falls Friede würde, ihm die Stadthalterschaft von Heidelberg zu übertragen: er sei schon lange mitgelaufen, habe viele Wunden empfangen, und wolle allezeit ein getreuer Soldat sein.“ — Diesem Bericht folgte in demselben Monat noch ein zweiter, in welchem er einen Sieg über 1500 Reiter und die Eroberung von 22 Fahnen ankündigt mit dem Zusatze: „solches blutiges Schauspiel sei durch ganz Frankreich erschollen.“ So bekam denn der eben zu St. Germain angekommene Franzosenkönig, statt der persönlichen Aufwartung von Jean de Werth, wenigstens viel von ihm zu hören.

Der Franzosenschreck Werth aber hatte für dieses Jahr noch nicht genug. Die Idee vom Pulsfühlen und Aderlassen wollte ihm nun einmal nicht mehr aus dem Kopfe, und den schwindelhaften, hochmuthgeschwollenen Franzosen konnte eine Kur nur gut thun. So sah er sich denn Zeit und Vortheil ab. Während die französischen Generale

eine Vereinigung ihrer Heeresmassen bewerkstelligten, hatte Werth, auf Streif und Kundschaft ausreitend, einen gar kostbaren Transport von 1500 Wagen ausgewittert, welcher eben jenen Heeren zu Gute kommen sollte. Werth traf seine Anstalten, flog über die 2 Regimenter, welche zur Deckung des Transports beigegeben waren, her, sprengte sie, und machte einen Fang von runden 20,000 Dublonen, einen gefangenen Oberst, 4 Kapitäne und 18 Fähnlein und Standarten obendrein.

Darnach hatten 200 französische Edelleute ebenfalls das Vergnügen, die persönliche Bekanntschaft Jean de Werths zu machen. Diese 200 Junker waren auf der Retirade begriffen und hatten die Aufgabe, den Rückzug zu decken. Werth aber kam wie die Windsbraut über sie her und fegte sie allesammt in die vorbeifließende Maas, wo die Mehrzahl jämmerlich ertrank.

Der Winter nahte heran, Hunger und Krankheiten herrschten in den beiden Heerlagern, die einander gegenüberstanden. Die Noth zwang endlich die deutschen Heere zum Rückzug, und Werth zog mit seinen Regimentern in das Elsaß.

Jean de Werth begann allbereits in Frankreich ein gefürchteter Mann zu werden; Manchem war es, wenn er nur den Namen hörte, als ob ihm ein Hase über den Weg gelaufen wäre, und es soll allerdings nicht selten passirt sein, daß ein

solcher gar selber den Hasen machte und auf und davon lief. Man hatte einen so gewaltigen Respekt vor seiner Person bekommen, daß man sogar den Versuch machte, ihn mit Versprechungen eines bedeutenden Gehalts in französische Dienste zu ziehen. Schon in Lothringen, in der Nähe von Dieuze, hatte man ihm vergebliche Anerbietungen gemacht. Während der Winterquartiere erneuerte der Marquis von Feuquières den Versuch, und mühte sich durch verlockende, immer gesteigerte Anerbietungen ab, den kühnen Reiterführer zu gewinnen. Aber der biedere deutsche General wies sie zurück, und hat dadurch am besten bewiesen, daß er nichts weniger, als ein gewöhnlicher Partisan und Freigänger gewesen, vielmehr von ganzer Seele ein ebenso treuer, als tapferer Offizier des Kaisers und ein begeisterter Verfechter der guten Sache seines Landes und seines Glaubens.

2.

Unser werther Hanns schien Gefallen zu finden in der Nachbarschaft des Champagnerlandes, und er verspürte Lust, Frankreich etwas näher kennen zu lernen. Namentlich hörte er viel Schönes von Paris sagen, und er hätte es gar zu gerne einmal näher in Augenschein genommen. Das wäre ihm beinahe gelungen; die Gelegenheit dazu fand sich im folgenden Jahre 1636, in dem Glanzjahre Jean de Werths.

Nach einem unfruchtbaren Zuge in die französisch gesinnte Landschaft Lüttich, den Werth, vereint mit Octavio Piccolomini, unternommen, schloß er sich im Sommer dem Kardinalinfanten an zur Erwiederung des Dienstes, den dieser bei der Nördlinger Schlacht dem Kaiser geleistet, und unternahm in Gemeinschaft mit ihm einen Einfall in das Herz von Frankreich von den Niederlanden aus. Am 9. Juli wurde die erste Grenzfestung, La Capelle in der Pikardie, genommen, und den aus den Himmeln gefallenen Franzosen ein höfliches Bonjour! gesagt. Von da theilten sich die Heere und ergoßen sich über die französische Nordgrenze. Die Schreckensnachricht von diesem Einfall, den man sich in Paris nicht einmal im Schlaf hatte träumen lassen, wirkte ganz betäubend auf den König, der sich eben zu Fontainebleau befand, sich von seinen vorigjährigen Kriegsstrapazen durch eine Brunnenkur zu erholen. Die Nachricht jagte ihn aus dem Bade nach Paris. Aber während man sich im französischen Kriegsrath über den Vertheidigungsplan berieth und zankte, machten die Feinde ungehemmte Fortschritte. Jean de Werth durchstreifte das Land, jagte einzelne feindliche Corps auf und erbeutete in Kurzem drei bis vier Dutzend französischer Fähnlein. Die Spanier nahmen die Festung St. Leger ohne eine Bresche schon am zweiten Tage der Belagerung. Nach einigem Widerstand erstritten sie sich den Uebergang über

die Somme und drangen immer tiefer ein. Paris wurde täglich unruhiger, Richelieu's Noth steigerte sich, des Königs Angst wuchs. In dem Striche zwischen der Somme und Oise begegnete Werth einem französischen Corps von 2000 Mann. Die wurden so schnell und heftig angegriffen, daß ihrer 600 zu Platz gelegt, ebenso viel gefangen wurden nebst dem Marquis von Bonnivet. Was aber entrann, trug die Kunde von den deutschen Schreckenshorden und vom wilden Jäger Werth weiter und verbreitete das Entsetzen. Eine Stadt nach der andern überlieferte gutwillig die Schlüssel. Der ungeduldige Jean de Werth war mit seinen Reitern in der Regel einige Tagemärsche voraus, indeß die Spanier, trotz der spornenden Mahnungen Werths, nur langsam und bedächtig vorrückten. Während sie so, in ihrer Weise, die Stadt Corbie einschloßen und bombardirten, faßte Werth „der Beste" den kühnen Entschluß, geraden Weges auf die Hauptstadt Paris loszumarschiren und Hof und Residenz im ersten Schreck zu überrumpeln. Denn er hatte recht gerechnet: der Schrecken war allgemein, die Bestürzung namenlos. Ein unerklärtes Zagen hatte die gesammte Bevölkerung ergriffen, hatte den Räthen den Hals zugeschnürt und den Hofleuten den Kopf verdreht. Es wimmelte ordentlich von Confussionsräthen. Das in die Hauptstadt flüchtende Landvolk vermehrte noch diese

patriotische Stimmung und vollendete das unvergleichliche Durcheinander.

Das Grauen des französischen Königs erreichte aber den Culminationspunkt, als er mit seinen leiblichen Augen sehen mußte, wie Werthische Reiter seine eigenen Unterthanen beschützen mußten. Auf einer Jagd gewahrte er an einem Schlosse, ganz nahe bei Paris, einzelne Reiter von wildfremdem Aussehen als Wachen stehen, und als er sich erkundigte, mußte er zu seiner Beschämung erfahren, daß die Intendanten der benachbarten Schlösser sich zum Schutze derselben vom Schrecken-Werth Sauvegarden um theures Geld erkauft hätten. Das war denn doch unerhört.

Die Angst trieb eine Menge solcher Patrioten, die kein Blut sehen können, aus Paris, und die Wege nach Orleans und Chartres waren bis in die Ferne angefüllt mit einem Heere, nicht kampfgerüsteter Soldaten, sondern forteilender Wägen und wohlbepackter Hasenfüße. Die in Paris Zurückbleibenden trafen die desperatesten Anstalten; alle Arbeit in den Werkstätten hatte aufgehört; man glaubte sich am Vorabend einer Plünderung und machte das Kreuz vor Jean de Werth. Richelieu selbst soll sich geberdet haben wie ein begossenes Huhn ... Kurz, den Maulhelden von Paris war „der Kompaß total verrückt!"

Bravo, Hanns, das war gut erdacht! — Da zeigte es sich denn einmal wieder, daß „der schnellste

und kühnste Entschluß der unfehlbarste sei;" und hätten jetzt die übrigen Generale dem dringenden Rathe Werths gefolgt, und wären gleich ihm zur Hand gewesen, mit einem einzigen Handschlag wäre Paris in ihrer Gewalt gewesen, und der Feldzug aufs Glänzendste zu Ende geführt. Die Franzosen selbst gestehen das ein, und sie sagen so was nicht gern — daß in diesem Augenblick der beschämendsten Verwirrung und Entmuthigung alles verloren gewesen wäre. So aber hatten sich die Spanier zu lange an der Belagerung von dem nicht einmal wichtigen Corbie aufgehalten und kamen nur langsam nach, denn systematisch, wie die Schnecken, wollten sie zu Werke gehen — der günstige, unwiederbringliche Augenblick war verpaßt, die glücklichste Gelegenheit war verloren. Richelieu fand durch das Zureden des überaus schlauen und großen Politikers, Pater Joseph, seine Besinnung wieder; Paris kam wieder zu sich. Der gesammte Adel wurde bei den höchsten Strafen zu den Waffen gerufen; was Hände und Füße hatte, wurde zum Landsturm aufgeboten; Paris war in Kurzem ein Feldlager geworden. Zünfte und Innungen mußten unters Gewehr treten; Parlament, Rechnungs- und Finanzkammer stellten ihre Leute; Lakaien, Trabanten und Kutscher wurden zu einem Corps vereinigt. Ueberall Waffenübungen, Befestigungen, Verschanzungen. Der König ließ es an herablassenden bürgerlichen

Umarmungen nicht fehlen. Mit diesen Mitteln war in kürzester Zeit ein Heer von mehr als 50,000 Mann auf die Beine gebracht, an deren Spitze, wieder muthig geworden, Ludwig in eigener Person sich stellte und auf Compiegne zurückte. Dagegen konnte sich natürlich die weit geringere Macht Werths und der Spanier nicht halten.

Wie mochte es unserem Hannsen zu Muthe sein, als er so, vor den Thoren von Paris, das er schon dermaßen zwischen den Fingern gehabt, daß er nur hätte die Hand zudrücken dürfen, unverrichteter Sache wieder Kehrt machen mußte, einzig wegen der allzu großen Bedächtigkeit und Unentschlossenheit seiner Bundesgenossen. Ein Anderer an seiner Stelle hätte, im Aerger über das Mißlingen des trefflichen Planes, diesen Zauderern Valet gesagt und mißmuthig umgekehrt, ohne etwas weiteres zu unternehmen; und es wäre ihm nicht einmal zu verargen gewesen. Unser wackerer Hanns aber blieb in allem gleich und verlor die Sache keinen Augenblick aus dem Auge. Zwar mochte er wohl ärgerlich stampfen, aber er wußte auch sogleich, was er zu thun hatte. Quartieraufschlagen — war sein erster Gedanke bei der veränderten Lage der Dinge; die Kunst, in der er Meister war, wie Keiner, die sollte ihm helfen den verbissenen Aerger hinauszustampfen und vom Hals zu schaffen. Er führte auch alsobald einen Ueberfall nach dem andern aus.

Das französische Heer hatte sich zur Belagerung von Corbie angeschickt, in welches die Spanier eine Besatzung von 3000 Mann geworfen hatten. Der König hatte seinen Feldherrn noch brieflich gewarnt vor den bösen Streichen und Stücklein des gefürchteten Jean de Werth, und ihm insbesondere gerathen, immer Fußvolk und Reiterei zusammenzulegen. Aber der Marschall de la Force dachte: „laßt mich nur machen, hexen wird der deutsche Bär auch nicht können.“ Und richtig, ehe er recht wußte, wie, hatte er eins aufs Dach bekommen, und zwar eins aus dem Salz. Der gute Mann sollte erfahren, daß der Deutsche mehr konnte, als Brod essen. Werth hatte sich die Lage der feindlichen Quartiere genau beschreiben lassen, und mitten in der Nacht stand er mit seinen Reitern auf einmal, wie aus den Wolken gefallen, im Lager der Franzosen, und fuchtelte dermaßen unter denselben herum, daß 6 Regimenter fast gänzlich aufgerieben und gefangen wurden; unter den Gefangenen befand sich auch der Herzog Roderich von Württemberg. Das ganze Heer gerieth in Bewegung und machte sich auf, den verwünschten Eindringling zu züchtigen; aber Jean de Werth war mit seinen windschnellen Reitern bereits über Stock und Stein und führte eine große Zahl Pferde, Gepäcke, Fahnen als stattliche Beute mit von dannen. Die allarmirten Franzosen sollen in der folgenden Nacht viel von Gespenstern geträumt

und feurige Männlein gesehen haben; und Jean de Werth hinwiederum soll in der Früh darnach ein mächtiges Sausen im linken Ohr verspürt haben. Der Marschall de la Force aber wußte jetzt, was auf deutsch eine Camisade bedeute.

Noch hatte Werth, der Unerschöpfliche, nicht genug. Er wollte vor seinem Abzug sein Möglichstes thun, um Corbie zu entsetzen. Mit 6000 Reisigen hatte er sich gegen das Belagerungsheer herangeschlichen und that Wunder der Tapferkeit; aber die Franzosen schienen durch den vorhin empfangenen gewaltigen Nasenstüber gewitzigt worden zu sein, oder Wind von dem Anschlag bekommen zu haben. Denn sie waren während der Nacht unter den Waffen geblieben und empfingen ihn mit kräftigem Widerstand. Doch war es dem Verwegenen gelungen, den Belagerten, welche gegen einige Losungsschüsse die Stadt öffneten, etliche eiserne Handmühlen zuzuführen, wodurch die spanische Besatzung von dem drückendsten Mangel befreit wurde. Denn das Mehl war ihnen ausgegangen, und um den Hunger zu stillen, hatten sie bereits angefangen, verdorbene eingeweichte Getreidekörner zu verzehren.

Nach dieser tapfern That zog er endlich in die Winterquartiere und verließ das französische Gebiet.

Der Name Jean de Werth war den Franzosen ein Schreckensname geworden; wie ein Gespenst spukte in den verzagten Gemüthern dieser entsetzliche

Ueberall und Nirgends, und galt „als ein Abgesandter des Höllenfürsten.“ Böse Kinder schreckte und beschwichtigte man mit seinem Namen. Jean de Werth war der Wauwau ungezogener Franzosenbuben geworden. Den deutschen Waffen hatte er einen Respekt erobert, wie wir es seit einem Jahrhundert leider nicht mehr gewohnt sind. So ist der Reiterkönig Jean de Werth beim Ausland an der deutschen Ehre zum Ritter geworden, und sein glorreicher Zug soll im Andenken jedes dankbaren Deutschen leben, wie er selbst bei den Franzosen noch lange in Liedern fortlebte. Unter andern Weisen sang man dazumal folgendes Volks- und Wiegenlied von dem wilden Jäger Werth:

Petits enfants, qui pleurera?
Voici Jean de Vert qui s'avance!
Aucun marmot ne bougera
Ou Jean de Vert le mangera.

Jean de Vert étant un brutal,
Qui fait pleurer le roy de France,
Jean de Vert étant général
A fait trembler le Cardinal.

Wers etwan auch deutsch hören will, für den lautets ungefähr so:

Still, Kinder! wer wird weinen, hört,
Der Jean de Werth ist auf den Beinen!
Hübsch mäuschenstill und nicht gestört,
Sonst frißt euch Schlingel Jean de Werth.

Der Jean de Werth ist gar brutal,
Macht unsern guten König weinen,
Der Jean de Werth, der General,
Der zittern macht den Kardinal.

Diese Zeit, das Jahr der Angst und des panischen Schreckens, heißt in Frankreich: le temps le Jean de Werth.

V.

Rheinfahrten.

Der Hochzeitritt und der lustige Fang. Ehrenbreitstein. Das Wasserloch und Scharmützel ohne Ende. Der Sturm. Die ungelegene Kugel. Das ausgenommene Franzosennest. Die Doppelschlacht bei Rheinfelden.

1.

Der Sieg, welchen Banner am 24. September 1636 am Schreckenberg bei Wittstock über die mit den Kaiserlichen verbündeten Sachsen unter ihrem Kurfürsten und dem General Hatzfeld erfochten, hatte der Kriegslage eine neue Wendung gegeben. Die schwedischen Waffen, die seit der Nördlinger Niederlage gänzlich im Nachtheil gewesen waren, errangen sich wieder mehr Ansehen und Gewicht. Das war denn auch der Grund, daß Feldmarschall-

lieutenant Werth im folgenden Jahre 1637 durch einen kaiserlichen und kurfürstlichen Befehl auf einen andern Kriegsschauplatz gerufen wurde. Er sollte sich aus den Winterquartieren im Lütticher Gebiete an den Rhein begeben und sich sofort mit dem kaiserlichen General Götz in Hessen vereinigen. So brach er denn, ohne sich Ruhe gönnen zu dürfen, mitten im Winter auf und reiste zunächst in „das gute Land," wie man dazumal das Jülicher Land und das Erzbisthum Köln nannte. Zu Köln, in der heiligen Stadt, rastete Werth, und der Krieger mußte für einen Augenblick zurücktreten vor dem Bräutigam; denn hier beging er ein festliches Ereigniß seines Lebens, dessen stilles Glück dem ewig Unruhigen, freilich nur in kurzen Pausen, vergönnt war, zu genießen. Er hatte seine erste Gemahlin, Gertrud von Gend, welche ihm in kurzer Ehe zwei Kinder beschеert hatte, durch den Tod verloren. Jetzt nun, in der heiligen Stadt Köln, feierte der junge Wittwer seine zweite Vermählung mit der Gräfin Maria Isabelle von Spaur, aus einem uralten tyrolischen Geschlechte. Unter fröhlichen Gelagen und ihm seltenen Festlichkeiten verlebte der glückliche Ehemann die Tage, behielt aber nichtsdestoweniger immer ein offenes Auge für alles, was um ihn her vorging; und da zeigte ihm denn sein glücklicher Stern ein neues Reiterstücklein, das, obgleich nebenausliegend, wohl eines Ganges werth

schien. Werth müßte nicht der kecke unbändige Geselle gewesen sein, wenn er nicht, trotz Hochzeit und Flitterwochen, eine lockende Gelegenheit mit der ganzen Lebhaftigkeit seines immer schlagfertigen Wesens ergriffen hätte. Die Sache war aber die.

Die wichtige Festung Ehrenbreitstein bei Koblenz, welche die Franzosen inne hatten, wurde um dieselbe Zeit von einem kaiserlichen Corps belagert. Um diese zu entsetzen, wollte der Landgraf Wilhelm von Hessen eine Heeresabtheilung den Franzosen zu Hilfe schicken. 11 Schwadronen und 400 Musketiere waren es, welche unter General Melander aus Hessen abmarschirten, um den gefährdeten Platz zu retten und den hungerleidenden Belagerten 150 Wagen voll Lebensmittel zuzuführen. Solches wurde unserm Werth hinterbracht, und in demselben Augenblick war auch sein Entschluß gefaßt. Diesen Hessen gedachte er eine Brille aufzusetzen. In der Nacht des 28. Januars saß der glückliche Hochzeiter zu Pferd und ritt mit blos 80 Reitern aus Köln, setzte in aller Stille auf das rechte Rheinufer, zog dann rheinaufwärtstrabend alle im Westerwald zerstreut liegenden Baiern an sich, und erwartete nun mit einem Häuflein von einigen hundert Mann vor Grenzhausen die Ankunft der Hessen unter Melander.

Am 30. Januar rückten diese in der Morgendämmerung heran. Schon hatten sie dem französischen Commandanten einen Boten zugeschickt, sie

in der Festung anzusagen, in der Meinung, „es könnte nun nicht mehr fehlen, sondern wäre das Spiel in ihren Händen;“ und die ausgehungerten Franzosen vernahmen mit Jubel die Ankunft der bewußten 150 Wagen. Aber wie der Dichter sagt: Ne paeana canas, nisi jam sit pugna peracta, und wie der Chronist übersetzt: Es soll niemand Jo schreien, er sei dann über den Bach! — als ist solches Frohlocken den Hessischen gleichfalls nicht zum Besten hinausgegangen. Schon feuerten die guten Hessen im Angesichte der Festung Freudensignale los und schmunzelten über den baldigen hochwillkommenen Empfang und über das Geplauder der zungenfertigen Franzosen, da guckten hinter einem Berge unheimliche Gesellen hervor, stürzten mit Ungestüm heran, und vor den verblüfften und verdutzten Hessen standen grimmig einhauend die Werthischen Reiter. Schnell errichteten die Hessen eine Wagenburg, vertheidigten sich von derselben aus aufs kräftigste und schlugen den ersten Angriff ab. Da stellte sich Werth „mit eigenem Exempel“ seinen Reitern vorne an, schwang den Säbel und stürzte mit grenzenlosem Ungestüm auf die Wagenburg los. Was vor und hinter ihr stand, wurde niedergehauen und auseinandergetrieben. Die übrigen wurden in die Flucht geschlagen, und Werth, der Ritter aus dem Busch, nahm Besitz von den stattlichen wohlbeladenen 150 Wagen, ließ sie voranführen und zog mit

vier gefangenen Offizieren, die Gemeinen nicht zu zählen, siegjauchzend von dannen.

Dieser nur so im Stegreif gemachte fette **Fang** brachte ihm ebenso viel Spaß als Ehre. Die Franzosen in Ehrenbreitstein aber, denen schon der Mund nach den gehofften Lebensmitteln gewässert hatte, machten klägliche Jeremiasgesichter, als sie den trefflichen Transport von dem vielbekannten Franzosenschreck davonführen sahen. Nun ging das Hungern erst recht an.

Für unsern Werth hatte der Winterspaß, dieses glückliche „Auf-Partei-reiten," bedeutsame Folgen. Der tapfere General-Feldmarschall-Lieutenant wurde nun selbst mit der Belagerung der Festung Ehrenbreitstein betraut. Denn der Platz war wichtig genug, um einen so kriegskundigen und kriegsmuthigen Führer wie Hanns von Werth damit zu beauftragen. Das wußten auch die Franzosen, darum setzten sie das Aeußerste daran, das Bergschloß zu behaupten. Die Lage desselben war auch so günstig, daß die Belagerung nur langsam vorwärts schreiten konnte. Werth beschränkte sich daher darauf, die Feste mit strenger Wachsamkeit einzuschließen und durch Blokade auszuhungern, um so mehr, da er durch aufgefangene Briefe in Erfahrung gezogen hatte, daß die Franzosen kaum zu nagen und zu beißen hätten und also über kurz oder lang kapituliren mußten. Der Vorrath war bereits so schmal geworden, daß der Comman-

dant ihn unter die armen Schlucker selbst austheilte, nur damit niemand erführe, wie es damit aussehe. Kecke Bauersleute versuchten bei nächtlicher Weile sich durch Hecken und Sträuche mit Proviant in die Festung einzuschleichen, aber die Belagerer sahen bei Nacht wie die Katzen, und die Bauern, so viel deren ertappt wurden, wurden aufgeknüpft, oder kamen sonst übel weg. Nichtsdestoweniger gelang es einzelnen französischen Wagehälsen, Zeitenweise auf gefährlichen Felsenschlichen etwas Lebensmittel in das Bergschloß einzuschmuggeln. Indeß, das war den Mäusen gepfiffen.

Noch glücklicher und listiger war der unternehmende Commandant von Hanau, Jacob Ramsay, von Geburt ein Schotte, der ihnen zwei Schiffe voll Proviant auf dem Rheine zuspedirte („100 Säcke Korn, Reis, Speck, Butter, Medicamenta vor Kranke"). Das gelang ihm dadurch, daß er auf den Schiffen die rothe Freiflagge mit dem burgundischen Kreuz aufsteckte, an das Steuer verkappte Mönche setzte, und sie so unter der unverfänglichen Maske, als wären es Fischersnachen, an Frankfurt und Bingen vorbei in die Festung schickte. Ein zweiter, ebenso schlau angelegter Versuch, mißglückte aber an der nicht minder schlauen Wachsamkeit der Stromwächter, und als die verkappten Schiffsleute nach Mitternacht eben an Mainz vorbeirudern wollten, da hieß es auf ein-

mal: Guten Morgen, Herr Fischer! und die fette Ladung von aberhundert Maltern an Korn, Weizen, Hirse, Erbsen, item Speck, Schinken und Käs wurde den verkappten Schlingeln nebst ihrer eigenen werthen Person in Beschlag genommen.

Die Zufuhr hörte nun gänzlich auf, und so mußte sich endlich die Festung, gründlich ausgehungert, mit Mann und Maus ergeben. Das heißt, von Mäusen mag Werth nicht mehr viel vorgefunden haben, denn die belagerten Franzosen hatten im wüthenden Hunger zuletzt nicht blos zu Hunden und Katzen ihre Zuflucht genommen (es wurden 100 Pferde, 60 Esel, 80 Hunde und Katzen gezählt), sondern auch zu Mäusen und Ratten. Der Befehlshaber selbst, Feldmarschall de Bussy, soll in der gräßlichen Hungersnoth allein 80 Ratten verzehrt haben, deren jedes Stück er um ein Kopfstück erkaufte! Da wäre Hatto's Mäusethurm eine wahre Fettweide gewesen. — Als die armen ausgehungerten Franzosen von dem Felsennest auszogen, wankten sie wie lebendige Gerippe aus den Thoren: den ehrenvollen Abzug, den ihnen Werth gewährte, hatten sie verdient.

Der thätige Feldmarschall wollte sofort dem schlauen Schotten Ramsay in Hanau einen ähnlichen Besuch abstatten, wurde aber, nachdem er auf dem Wege Seligenstadt mit zwei Stürmen genommen hatte, nach einem wichtigeren Schauplatz abberufen.

2.

Der Kaiser Ferdinand III. — der alte Ferdinand II. war im Februar 1637 gestorben — hatte den tüchtigen Werth, dessen Verdienste er immer höher zu würdigen lernte, mit ehrender Bevorzugung ausersehen, den Oberrhein gegen die verstärkten Einfälle des Herzogs Bernhard von Weimar zu vertheidigen. Bernhard, der im Dienste Frankreichs stand, war, wie bekannt, der Erzfeind Johanns von Werth, und mit dem hatte er's nun in einer Reihe erbitterter Gefechte zu thun. Der Herzog hatte bei Rheinau nach mehreren mißglückten Versuchen einen Rheinübergang bewerkstelligt, und begann bei der Ankunft Werths eben ein verschanztes Lager auf dem rechten Ufer bei Wittenweier aufzuschlagen, wozu er die Verschanzungen in eigener Person abgesteckt hatte. Es war ein ebenso günstiger als wichtiger Paß. Die Arme des Rheins bildeten hier zwei nebeneinanderliegende Inseln, eine kleinere und eine größere, die leicht miteinander verbunden werden konnten und an den Ufern mit Bäumen bewachsen waren, ein natürliches Schutzmittel gegen anstürmende Reiterei. Auf der rechten Seite des Rheins lag Wittenweier und Kappel, auf der linken Rheinau. Außerdem konnten die beiden Arme der nebenbeifließenden Elz als natürliche Wassergräben vor den Schanzen dienen.

Werth hatte nur 3000 Mann bei sich, als er am 29. Juli von Darmstadt über Offenburg anrückte. Nichtsdestoweniger griff er ohne Zögern eine bedeutende Streifpartei Bernhards unter dem Oberst Rosen auf, und warf sie über den Paß zurück. Diese erhielten zwar Verstärkungen und drangen aufs neue vor: Bernhard selbst war herbeigekommen, um den Muth der Truppen zu erhöhen; aber sie wurden von den ungestümen Reitern Werths mit solcher Gewalt angefallen, daß sie zurückwichen und Herzog Bernhard selbst sich nicht anders zu retten wußte, als sich in den Rhein zu werfen und nach seiner Insel zu schwimmen.

Von dem Tage an beginnen die hitzigen, oft sehr blutigen Gefechte zwischen den beiden tapfern Gegnern in fast ununterbrochener Reihenfolge. Bernhard hatte von den Franzosen Verstärkung erhalten und war dem Werth an Truppenzahl weit überlegen. Das hinderte diesen aber keinen Augenblick, dem Herzog, wann es ihm einfiel, ins Nest zu fallen. Stich und Schlag war wie immer seine Losung. Die Scharmützel fingen gewöhnlich im Kleinen an, wie ein Lawine.

Anfang August war ein schwedischer Rittmeister mit 80 Reitern ausgezogen, um auf Kundschaft umherzustreifen. Werths Reiter flogen wie die Adler herbei, faßten sie am Flügel und rupften ihnen gar erbärmlich die Federn aus; denn sie machten niemals vieles Federlesen. Da nahte

diesen Verstärkung und die Gerupften bekamen wieder etwas Luft: es setzte wettermäßige Hiebe, und die Werthischen kamen nun ihrerseits auch ins Gedränge. Nun jagen aber neue Kürassiere von Werth herbei und werfen die Feinde über den Haufen. Es machte heiß, der Strauß wurde lustig, und kein Theil bekam genug. Bernhard stellte sich jetzt selbst an die Spitze der Seinigen und rückte verstärkt heran; den aber empfängt Werth mit einer Salve, mit der der Herzog zufrieden sein konnte. Je mehr sich Bernhard abmühte, je mehr sah er sich in die Brühe gerathen. Die Kaiserlichen bleiben Herr, und treiben Schweden und Franzosen in ihre Löcher.

In solcher Weise ging es manchen lieben Tag und man gewöhnte sich daran, wie an das tägliche Brod. Bernhard betrieb die Schanzarbeiten um die Inseln aufs eifrigste und erschuf sich damit einen sichern höchst wichtigen Rheinpaß. Das wurmte den Werth, und er ward mit sich einig, daß die Verschanzungen um jeden Preis erstürmt werden müssen, wenn der Feldzug ein günstiges Resultat liefern solle. Aber das war ein harter Strauß und es sollte noch blutige Köpfe setzen.

11. August. — Werth hatte nun auch einige Verstärkung erhalten, und zum echt Werthischen Willkomm führte er sie alsogleich zum Sturm. Er hatte die Schwierigkeit seines Wagnisses wohl erkannt; denn die Schanze war fast unüberwindlich.

Das Wagestück war ungeheuer, aber der Vortheil und die Folgen eines Sieges erschienen nicht minder bedeutend. Ehe er den Marsch antrat, ließ er seiner Infanterie Wein im Ueberfluß spenden, um sie anzufeuern; auch versprach er jedem seiner Krieger im Falle des Gelingens das Geschenk eines monatlichen Soldes. So angefeuert traten die 6000 Krieger muthig und unverzagt den fast sichern Todesweg an. Ein tiefer und breiter Wassergraben war rund um das feste Schanzenlager gezogen, und hinter den Schanzen standen 1000 Feuerschlünde bereit, die Verlornen zu empfangen. Unter dem fürchterlichsten Kugelhagel durchwateten die Beherzten die Elz und den Graben, ohne zu wanken; mit Verachtung aller Schwierigkeiten setzten sie den Anlauf fort und erklommen die Brustwehren, während die schwedischen Musketiere hinter ihren Schanzen durch ein ununterbrochenes Feuern ganze Reihen darniederstreckten. Die erhitzten Krieger hörten nichts, als Werths Begeisterungsruf, sahen nichts, als das Ziel in der Höhe der Schanzen. Der Kampf war gräßlich und bewunderungswerth zugleich. Mit umgekehrten Musketen schlug man auf einander ein und drang mit den Hellebarden vor. Unerschrocken trat der Hintermann an die Stelle des herabgeworfenen Vordermanns, vom Zurückgehen wollte Keiner etwas wissen. Obgleich sie nur vereinzelt die Schanzen erklommen, so erreichte doch ihre beispiellose Be-

harrlichkeit, daß die Herzoglichen zu wiederholten Malen nach dem Brückenkopf zurückwichen. Herzog Bernhard griff zuletzt zu einem verzweifelten Mittel, um seine Soldaten zum Stehen zu zwingen. Er ließ die Schiffbrücke abbrechen, um seinen eigenen Leuten jeden Rückweg abzuschneiden und jeden Fluchtgedanken mit einem Male unmöglich zu machen. Das Gemetzel war fürchterlich. Die Gräben waren mit Todten und Verwundeten angefüllt. Das ganze schöne Regiment Haslang lag darniedergestreckt, mehrere hohe Offiziere Werths waren gefallen — da endlich um 6 Uhr Abends ließ Werth das Zeichen zum Rückzug geben. Die braven Krieger, die mit bewundernswerther Standhaftigkeit mit dem Unmöglichen gerungen (ähnlich wie fünf Jahre früher Gustav Adolph vor der Feste Nürnberg), marschirten nun unter dem Schirme der Reiterei, welche während des Kampfes im Bereich des Kanonenfeuers muthig ausgehalten hatte, auf Kloster Schultern zurück.

Der Verlust, den Werth bei diesem grandiosen Sturm an Infanterie erlitten, war sehr beträchtlich, und Bernhard tröstete sich mit nicht geringer Befriedigung, nach den vielen Tagen unabläßigen Hetzens und Ueberfallens die Zudringlichkeit des ungeberdigen Gastes auf eine gute Weile los geworden zu sein. Deßhalb unternahm er einige Tage darauf einen Ritt auf Kundschaft und trabte

mit 4 Schwadronen lustig und voll guter Dinge in den Tag hinein. Wie erstaunte er aber, als plötzlich aus einem unvermutheten Versteck Werth, der Unverzagte, emportauchte und frisch und munter mit 100 Kürassieren auf ihn heranbricht. Im Unmuth mochte der überrumpelte Herzog auch hier ausrufen: „Hat der Teufel Euch denn allerwegen, Schwarzer?“ Ja, allerwegen war der hundertäugige Reitergeneral zu finden und am sichersten da, wo man ihn am wenigsten erwartet. Der schwarze Graf, wie man weiß, blieb sich unter allen Umständen gleich — unverzagt, schlagfertig zu jeder Stunde. Es entspinnt sich alsobald ein Scharmützel, und das Scharmützel wird zum Kampf, als auf beiden Seiten Truppen zur Verstärkung anrücken. Aber diesmal hatten die Herzoglichen keine Schanzen. Bernhard schlug gewaltig um sich, brannte auch sein Pistol auf die Kürassiere ab, es half nichts, der Ritter aus dem Busch blieb Meister, und der Herzog hatte Noth, sich durchzuschlagen, nachdem er 40 Mann verloren, und von den Kürassieren verfolgt, war er zum zweiten Mal genöthigt, durch den Rhein zu schwimmen. — Haarscharf war es ihm diesmal an die Riemen gegangen, und nur seiner theilweisen Unkenntlichkeit und seinem Panzer verdankte er Freiheit und Leben. Denn Werth hatte es persönlich auf ihn abgesehen, wie er selbst bemerkt in einem Schreiben an den Bischof von Bamberg „aus dem Felt-

läger bei Kenzingen," wo es unter anderm heißt: „Herzog Bernhard hat ausgesagt, er förchte keinen Feindt in der Welt, nur meine Troppen; lebe also der Hoffnung, mit diesem des heiligen Römischen Reichs Erzfeindt die größte Ehr einzulegen, wie es mir dann gänzlichen vorstehet, ihn selbsten in der Person zu erwüschen, wie dann nun 2mal balt geschehn, massen dann Rittmeister Theiß von meinem Regiment einen Leutenant bei ihme erstochen, wessen Pferdskopff uff des Herzog Bernhards Pferd gelegen, weiln er aber einen Küraß angehabt, und wegen unser Kürassiern nit gekönt, ist er mit seinem Küraß durch das Wasser gesprungen."

So ging es fort und fort: List um List, Scharmützel und kein Ende!

5. September. Auch im September kam es zu einigen heftigen Gefechten. Bernhard hatte wieder einige Verstärkung mit französischen Regimentern erhalten, da wagte er es endlich einmal, aus seinem Schmollwinkel bei Wittenweier, aus dem „Wasserloch," wie es die Kaiserlichen im Scherze nannten, herauszurücken und weitere Pläne zu verfolgen. Er hatte sich eben an die Belagerung von Kenzingen, einer ziemlich festen Stadt, gemacht und bereits eine Bresche in die Festung geschossen, da machte ihm der verhaßte Hanns von Werth einen Strich durch die Rechnung, indem er am 5. September einen Ueberfall auf das ver-

schanzte Lager bei Wittenweier machte und zwar so unerwartet schnell, daß sie fast ganz unangefochten bis über die Grabenbrücke gelangten. Zwar wurden die Werthischen Reiter wieder zurückgedrängt, aber der Hauptzweck war doch erreicht: Bernhard mußte die Belagerung lassen und wieder in sein Wasserloch heimkehren, wenn er den Fuchs nicht in den Hühnerstall kommen lassen wollte. Nun wandte aber Werth, dessen Macht durch den Herzog Savelli und General Isolani gleichfalls vermehrt worden war, seine Waffen gegen Bernhard selbst, in der Absicht, dem Herzog bei seiner eiligen Rückkehr ein Bein zu stellen. Zu seinem Glück hatte Bernhard noch zeitig genug dessen Anzug erfahren, und deßhalb die ganze Reiterei zusammt der größern Hälfte des Belagerungscorps an sich gezogen. Bei Ettenheim kam es zu einem Zusammenstoß, der einen vier Stunden langen Kampf zur Folge hatte. Zuletzt zogen sich die Kaiserlichen über Mahlberg zurück, Bernhard aber kroch wieder in sein Wasserloch. Der Herzog gab nun seinen eigentlichen Plan, nach Süddeutschland einzufallen, nothgedrungen auf, und dachte zunächst darauf, Vorkehrungen zu einem sichern Rückzug ins Elsaß für den herannahenden Winter zu treffen.

22. September. Zu diesem Zwecke ließ er Markolsheim am linken Rheinufer belagern. Aber unser Werth, der, wie sein erster Waffenmeister Spinola, „mit geschlossenen Augen sah und im

Schlaf für alle wachte," hatte das gleich ausgewittert, und fiel aufs Neue in die Lagerschanzen ein. Die Befestigungswerke an der Elz wurden im Sturm genommen, dagegen entspann sich um die Hauptschanzen, den eigentlichen Brückenkopf, ein so hartnäckiger Kampf, unter fortwährendem Geschützfeuer aus den Werken, daß die Kaiserlichen nicht mehr weiter vorzudringen vermochten. Bernhard war selbst schleunigst aus Benfeld mit Verstärkungen herbeigeeilt, um den Angriff abzuwehren. Das gelang auch gegen Abend. Die Kaiserlichen zogen sich mit einem Verlust von 300 Mann zurück. Die persönliche Tapferkeit Werths bei diesem Sturm hatte den Ueberkühnen in große Lebensgefahr gebracht. Im Kampfe drückte ein Weimarischer Dragoner ihm die Pistole vor der Nase ab. Zum Henker, das war eine starke Prise! Die Kugel drang ihm in den Backen und blieb im Halse stecken. Es gehörte die unerschrockene Willenskraft des Helden dazu, um unverzagt im Gefechte mit dieser gräßlichen Wunde auszuharren. Hanns Werth, „der Beste," hatte nämlich trotz Kugel und Wunde den blutigen Kampfplatz der Seinigen keinen Augenblick verlassen. Hei, Schmids Sohn ist der Funken gewohnt!

Nicht minder rühmenswerth ist die Haltung seiner wackern Truppen in diesen ermüdenden Gefechten, was aus einem Schreiben Werths nach

München über das letzte Treffen am schlagendsten erhellt. „Es habe," sagt er darin, „ein scharfes Rencontre gegeben, als der Feind über den Rhein gegangen; er sei in den Backen geschossen, unterm Ohr hinein, die Kugel stecke noch, er wisse demnach nicht, wie es gehen werde; Adrian von Enkefort sei krank, viele Offiziere verwundet; er bäte um Hilfe, sonsten ginge alles zu Grunde. Die Seinen stünden seit zwei Jahren an dem Feind, hätten keinen Heller empfangen, und doch so oft im freien Feld und in seinem Vortheil den Feind geschlagen. Seine braven Völker, aller Welt bekannt, hätten oft weder Brod noch Schuhe, und dennoch keinen Unwillen, wäre also einmal nöthig, ihnen zu helfen." — Das waren Truppen, ihres Führers würdig!

Aber auch den Herzog Bernhard drückte der Schuh an demselben Fleck, er hatte seine liebe Noth mit der französischen Unterstützung, worüber er sich bitter beklagte; überdieß verminderten sich seine Schaaren durch zahlreiche Desertionen. Durch die letzten Erfahrungen endlich gewitzigt, sah der Herzog endlich die Unmöglichkeit ein, sich auf die Länge in seinen Verschanzungen halten zu können. Er sagte also seinem Wasserloch Lebewohl, und zog ins Elsaß, und auch da beunruhigt und aufgestört ins Bisthum Basel. Sein Oberst Rosen hielt zur selben Zeit zu Straßburg Hochzeit, um darnach dem Herzog und seiner Armee auf dem Fuße zu

folgen, wurde aber von streifenden Werthischen Reitern aufgegriffen, seine Reiter zerstreut, und der erschreckte Hochzeiter entkam nur mit genauer Noth, indem er sich spornstreichs mit seiner Braut über einen Steg salvirte. So kam das hochzeitliche Paar mit dem kalten Schrecken davon. — Die einzige Errungenschaft dieses Feldzugs, den vielbenannten Rheinpaß bei Wittenweier, übergab Bernhard den Franzosen unter dem Oberst Manicamp zur Bewachung. Manicamp aber machte sich bald die Sache auch leicht, übergab das Commando einem Stellvertreter, Namens de Privat, und pflegte zu Straßburg seine Gesundheit.

Herzog Bernhard war ein ebenbürtiger Gegner Werths gewesen, und beide hatten sich gegenseitig zu schaffen genug gemacht. Daß Werth so erbittert gegen ihn war, hat seinen Grund in der echt deutschen Gesinnung Werths, der das heillose Unwesen der Fremdherrschaft im deutschen Lande von Grund der Seele haßte und es nicht verschmerzen konnte, daß ein deutscher Fürst sich in den Sold Frankreichs begeben konnte. Deßhalb schalt ihn auch Werth in seiner derben Weise unumwunden einen Reichsverräther und einen Feind des deutschen Volkes, was ihm der Herzog nie vergaß.

3.

Nach dem Abzug Bernhards beschloß Werth, mit den Franzosen kurzen Proceß zu machen und

womöglich die Rheinschanzen noch vor der Heimkehr in die Winterquartiere zu rasiren. Zwar war er noch nicht gänzlich von seinem Wundfieber hergestellt und noch so entkräftet, daß er sich kaum auf dem Pferde halten konnte, aber der muthige Ritter sparte sich nicht, und die lange Bank, auf die so manche andere die Sache zu schieben pflegen, war in seinem Revier ein unbekanntes Möbel. Auch war seine Ungeduld und seine Verachtung der Franzosen so groß, daß er sogleich zum Angriff schreiten wollte.

Am 1. November rückte er in der Morgenfrühe — Werth war ein Morgenmensch — von beiden Seiten des Ufers gegen die Inselschanzen. Die erste Redoute wurde ohne jeglichen Widerstand genommen. Die Franzosen, die wahrscheinlich noch nicht recht ausgeschlafen hatten, warfen beim ersten Trompetenstoß die Waffen weg, und liefen wie die Häslein davon, sie hatten gänzlich auf das Schießen vergessen.

Die zweite und dritte Redoute hatte ein gleiches Schicksal. Werth, der mit seinen Reitern abgesessen war, wollte kaum seinen gewiß guten Augen trauen: die Franzosen eilten zum Kampf wie die Katzen ins Bad, sie ergaben sich, ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben, und als die Deutschen zu ihnen herantr[illegible]en sie an, vom Wetter zu reden. Sie [illegible] gar [illegible] daß sie sich [illegible]

nicht für den Winter versehen hätten, und der November fange denn doch in Deutschland mit seiner lächerlichen Kälte an. Nur wenige dieser Ritter von der traurigsten Gestalt waren entwischt, hatten Unter- und Obergewehr von sich geworfen und waren, zum Theil nackt, über die Brücke in die vierte Schanze entwichen.

Nun gings an die vierte Redoute auf der kleinen Insel, die sehr stark befestigt und zu der die Schiffbrücke schleunig abgebrochen worden war. Diese wurde, nachdem das Schwergeschütz herbeigebracht worden war, bis zum Abend beschossen. Am andern Morgen wurde sie von Werths Dragonern und Reitern, welche zu Pferd durch den Fluß schwammen, in einem Lauf erstürmt. 30 Offiziere jagten auf Kähnen davon, die Mannschaft ergab sich und stand da, wie die armen Sünder.

Enkefort auf der rechten Seite hatte inzwischen auch tüchtig aufgeräumt. —

Nun kam Numero 5. In Numero 5 steckten 200 Franzosen. Aber denen fiel bei dem Anblick der unbändigen Reiter das Herz nicht minder schnell in die Pantalons. Sie schickten einen Trommelschläger und begehrten Akkord. „Keine Bedingungen, auf Gnade und Ungnade!" war Werths Antwort an die feigen Gesellen. Jetzt schämten sie sich doch und setzten sich zur Wehre, aber die [illegible]rn erstürmten die Wälle, ohne in ihrer über- [illegible]gen Keckheit nur auf die Hilfe des Geschützes

zu warten. Fröhlich riefen sie ihr „Allgewonnen! allgewonnen!“ über die Schanzen, und die fünfte Redoute war ebenfalls genommen. Da hätte man die Franzosen hüpfen sehen sollen! Die einen hüpften in den Rhein, wie die Frösche, die andern sprangen auf die Schiffstrümmer, und noch andere liefen, wie die Strauße, ins Ufergebüsch. Die armen Teufel, nicht einmal ehrenhaft sterben wollten sie; sie wollten gejagt werden, wie die Schnepfen!

„So,“ sagt der kranke Werth, „jetzt wäre eine Seite des Rheines gefegt und gesäubert, das geht ja wie am Schnürlein, eins, zwei, drei, vier, fünf . . . jetzt restirt blos noch der Brückenkopf, dann haben wir die Summe, und ein guter Kopfrechner hat auch das bald weg.“ Der Brückenkopf war auf dem rechten Ufer, die Krone des Ganzen, und ihn vertheidigte der Commandant de Privat mit 600 Mann und 4 Kanonen. Man fing an, den festen Punkt zu beschießen, aber der Commandant war einer von denen, deren Nerven zu Zeiten das Schießen nicht ertragen können, und auf das Fechten war sein Muth gestellt, wie die Schnecke auf den Sprung. Beim Anblick der Sturmkolonne schickte er unverweilt einen Trommelschläger, der um Akkord trommeln sollte. „Keine Bedingungen, auf Gnade und Ungnade!“ sagte Werth abermals. Der fatale Werth schien heute schlechterdings kein anderes Wort mit den Fran-

zosen parliren zu können, obgleich er schon einmal vor Paris gewesen. Er fügte noch etwas vom Köpfabhauen hinzu; der Commandant bekam die Gänsehaut, und er übergab sich denn in Gottes Namen der Gnade des deutschen Generals. Als dieser in die Schanze einrückte, mußten die Franzosen augenblicklich die Lunten auslöschen und das Gewehr strecken. Sie thatens ohne zu mucksen. Dagegen lamentirten auch sie gar viel von allerhand traurigen Geschichten, zum Exempel vom grausam kalten Wetter. Das ging denn doch über das Bohnenlied; die Deutschen wußten nicht, sollten sie lachen oder ausspucken. Besonders kläglich war das Benehmen des Commandanten de Privat. Er erzählte dem Werth und schluchzte dabei, wie ein Schulknabe, der seine Aufgabe nicht gemacht hat: „wie es erst acht Tage her sei, daß er dem König von Frankreich durch einen Expressen einen schönen und zierlichen Abriß der Schanzen und des Brückenkopfs übersandt und dabei angelobt habe, den unüberwindlichen Rheinpaß gegen alle Welt zu vertheidigen, wie es einem rechten Franzosen anstehe“ — er, der Commandant de Privat! — Und er „weinete so herz- und schmerzlich“ dazu.

Hat man je etwas Erbärmlicheres gehört, als das Benehmen dieser Franzosen, und ihr Lamento dazu? Hiebei erwäge man: daß Kriegsbedarf und Mundvorrath noch wenigstens für einen runden Monat gereicht, daß die Werke so trefflich ange-

legt waren, daß sie sich gegenseitig unterstützen konnten, und andere gute Gründe für einen langen Widerstand. — Vier Geschütze mit Munition, 41 Offiziere, 44 Unteroffiziere und über 1000 Gemeine zählte General Werth als Gefangene. Der General besann sich, was er mit dem Gesindel anfangen sollte, das ja nicht einmal des Verschleppens werth wäre. Grausam wollte er hinwiederum auch nicht sein. Nicht einmal seinen Ernst sollten sie fühlen, denn sie waren auch das nicht werth, am allerwenigsten der Commandant, der überhaupt in diese Affäre hineingerathen war, wie der Pontius ins Credo. Also ließ er sie, der Waffen beraubt und jeder Kriegszier los und ledig, aufmarschiren, ihnen weiße Stecken in die Hand geben und sie so, gleich gefangenen Weibern und Kindern, frei ziehen in alle Welt. Monsieur de Privat that wohl daran, sich ins Privatleben zurückzuziehen. —

So hatte denn General Werth die Genugthuung, noch vor des Jahres Ende das „Wasserloch," von dem er blos den Brückenkopf stehen ließ, genommen und den ganzen Rheinstrom von dem ausländischen Ungeziefer gereinigt zu haben. Er hatte die Genugthuung, den Herzog Bernhard nicht nur von seinen beabsichtigten Einfällen nach Süddeutschland abgehalten, sondern auch aus der einzigen Errungenschaft seines Feldzuges, aus eben diesem Rheinpasse vertrieben zu haben. Nach Er-

oberung der umliegenden Städtlein führte er endlich seine wackeren Reiter nach Württemberg und Schwaben in die Winterquartiere. Der General selbst verfügte sich nach München, um hier die Heilung seiner Wunden, die man im feindlichen Lager und in Paris zu den bedeutendsten Vortheilen zählte, in wohlverdienter Ruhe abzuwarten, wohl auch, um die Verleumdungen einzelner Neider niederzuschlagen, Umtriebe jener friedhässigen Aufpasser, wie sie jeder tüchtige Kopf hat und ein für allemal mit in den Kauf nehmen muß, solcher Hanns-Gerngroß und Hinz-Schürdenbrand, die sich aus den Lorbeeren der Andern gern selbst eine Matratze machen möchten. Schon im verflossenen Jahre hatte er unter dem Einflusse derselben gelitten, nach seinem glänzenden Ritterzug vor Paris, und hatte einen Verweis dafür bekommen, daß er diesen dem Vetter und Bundesgenossen des Kaisers geleisteten Beistand „ungeheißen" unternommen habe — bereits eine Folge seines Doppelverhältnisses zu Kaiser und Kurfürst, da Werth auch kaiserlich bestallter General war und in diesem Bewußtsein mit kaiserlichen Reitern jene Unternehmung ausgeführt, übrigens regelmäßige Berichte nach München erstattet hatte. Werth ließ sich nicht am Barte kratzen, und das war gerade die Stelle, wo er besonders kitzlich war. Da er sicher seine Feinde kannte, so schrieb er damals in Folge jenes Verweises aus Köln: „weil er sehe,

daß einige ihn gern in Ungnade bringen wollten, wolle er gern quittiren und dem Kurfürsten aufwarten." — Jedoch der kluge besonnene Kurfürst beschwichtigte den Verletzten und die Sache ruhte. — Dieses Mal nun war es namentlich der Duca di Savelli, der feige Welsche, der aus Eifersucht den Tapfern in Wien verleumdet und geschmäht hatte. Gegen diese Verwelschung seiner Handlungsweise schrieb Werth eine „gar umständliche und schöne Widerlegung," welche in die Hände des Kaisers, seines Gönners, kam und ihre Wirkung that. — Jetzt endlich dachte der Heldenmüthige an sich selbst und seine Wunde, und eilte nach Augsburg. Daselbst lebte der Wundarzt Marian, der damals einen berühmten Namen in seiner Kunst hatte. Zu diesem famosen Chirurgus Marian begab sich Werth und ließ sich von ihm die noch unter dem Ohre steckende Kugel ausschneiden. Ich hätte nicht dabei sein mögen. —

4.

Die Winterruhe war dem Ritter nicht lange vergönnt, wie er selbst geahnt hatte. Schon im vergangenen Herbst hatte Werth auf den Rheinpaß bei Lauffenburg aufmerksam gemacht und den dringenden Rath ausgesprochen, den wichtigen Punkt durch Verstärkungen zu sichern. Aber die allzusichern Kriegsbehörden waren anderer Ansicht, und seine Warnung wurde im Hofkriegsrath ver=

lacht. Nun kann man sich das Erstaunen denken, als diese Warnung eines schönen Morgens sich als nur zu begründet erwies. Eilboten brachten die Nachricht, daß Herzog Bernhard am 30. Januar 1638 sich der Stadt Lauffenburg bemächtigt und seine ganze Heeresmacht vor Rheinfelden geführt habe, dessen Belagerung er mit einer auffallenden Hitze betrieb. Rheinfelden war aber der bedeutendste Paß des Rheins und wurde vom Regiment Pappenheim vertheidigt. Die Kunde brachte den Kriegsrath in nicht geringe Verlegenheit, da man darauf am allerwenigsten vorbereitet war. Nun konnten die weisen Herren, die so gerne Nasen austheilten, sich selber bei der Nase nehmen.

Spornstreichs verließ Werth München, warf sich in einen Wagen und eilte nach Villingen, nachdem er durch Eilboten alle kaiserlichen Truppen aus ihren Winterquartieren aufgerüttelt und an die Donau beschieden hatte. In Villingen musterte er seine Schaaren und marschirte auf Rheinfelden zu. Es waren 4 Regimenter Fußvolk, 1 Dragoner- und 8 Reiterregimenter. Vier Tage und Nächte marschirte er, fast ohne Unterbrechung, durch den Schwarzwald, wo die Wege überall noch verschneit waren. Am 28. Februar langte er vor Rheinfelden an und vereinigte sich mit dem kaiserlichen Feldherrn Savelli, dem er hier untergeben war. Noch an demselben Tage wollte man, obgleich die Truppen Werths durch den heftigen

Marsch ermüdet waren, einen Angriff zum Entsatz des sehr bedrängten Rheinfelden wagen, und Werth suchte dies zuerst durch Ueberflügelung zu bewerkstelligen. Das mißlang aber; nun wollten sie es unverweilt in offener Feldschlacht versuchen, wozu sie Bernhard bereits kampfgerüstet erwartete. Herzog von Savelli commandirte den rechten Flügel, ihm gegenüber Herzog Bernhard; Werth führte den linken, ihm gegenüber General Taupadel und der Graf von Nassau. Die von dem viertägigen Marsch erschöpften Baiern vermochten dem Ungestüm der Schweden und Nassauer nicht lange zu widerstehen und wurden zurückgedrängt; aber der rechte Flügel warf hinwieder die Regimenter Bernhards, wodurch der linke Zeit bekam, sich wieder zusammenzuziehen und aufs neue vorzurücken. Das Ende des sehr blutigen Tages war, daß Bernhard zum Rückzug genöthigt wurde und sich während der Nacht nach Lauffenburg retirirte.

Dieses Treffen war eines von denjenigen des dreißigjährigen Krieges, worin der persönliche Kampf in altritterlicher Weise noch einmal in seiner ganzen Kraft und Schlaglust zu Tage trat. So meldet uns die Geschichte, daß die beiden einander gegenüberstehenden Generale, der Graf von Nassau und Jean de Werth, in persönlichen Zweikampf miteinander geriethen und um den Preis der Tapferkeit rangen. Sie schoßen in dichter Nähe die Pistolen aufeinander ab, doch

wurde Keiner des Andern gänzlich Herr. Werth, dem sein Gegner die Pistole fast an den Mund gesetzt, wurde leicht an der Wange gestreift, dem Grafen von Nassau durchlöcherten zwei Kugeln dicht über der Stirne den Hut. — Der hochbejahrte Herzog von Rohan, ein hochberühmter Krieger seiner Zeit, der sich in diesem Kampf mit ritterlicher Selbstverleugnung als Freiwilliger unter das Commando des viel jüngern Herzogs Bernhard gestellt hatte, war, von einigen Schüssen verwundet, mit mehreren hohen Offizieren gefangen genommen, aber sofort wieder tapfer herausgehauen worden. Die Wunden, die er hiebei erhalten, führten indeß einige Wochen später seinen Tod herbei. — Der Wild- und Rheingraf, Johann Philipp, verweigerte, von bairischen Reitern umringt, beharrlich jede Ergebung und verschmähte den Pardon. Obgleich verwundet, schlug und stach er trotzig um sich und starb, vom Pferde sinkend, eines braven Reitertodes. —

Das Loos des Tages war also der Rückzug Bernhards und der glückliche Entsatz Rheinfeldens, das wieder mit Proviant versorgt und mit frischer Besatzung verstärkt wurde. Das Glück machte aber die Kaiserlichen übermüthig und den Führer unvorsichtig. Der kriegsunkundige, und doch auf fremdes Verdienst einfersüchtige, Duca di Savelli nämlich, der den Oberbefehl führte, vernachlässigte die nöthigen Vorsichtsmaßregeln.

Es herrschte großer Mangel an Futter und Lebensmitteln, weßhalb Johann von Werth den Vorschlag machte, im Schwarzwald bessere Quartiere aufzusuchen, da doch Rheinfelden entsetzt wäre. Allein sein zuversichtlicher Mitfeldherr, Feldzeugmeister Savelli, war entschieden dagegen und ließ die Reiter sich in die Runde zerstreuen, um dem Mangel an Nahrung abzuhelfen, während er selbst gloriose Berichte nach Wien und Rom abfertigte. So mußte das Heer zwei Tage lang unter freiem Himmel zubringen. Und die fahrlässige Zuversicht war abermals das Verderben der Kaiserlichen.

Bernhard war von der Fahrlässigkeit seiner Feinde in Kenntniß gesetzt worden und mit dem Morgengrauen des dritten März erschien er auf einmal wieder unverhofft vor Rheinfelden, überfiel die Unvorbereiteten, und da er einen ungeordneten Widerstand fand, erfocht er einen vollständigen Sieg. Werth war der erste gewesen, welcher den Feind gewahr geworden, hatte sein Möglichstes gethan, das Heer zu sammeln, und es unverzagt wie immer zum Kampf geführt. Allein der Vortheil war auf Seite der Angreifenden, und als die Generale Savelli, der schon in der hitzigsten Flucht begriffen, Adrian von Enkefort, Speerreuter gefangen waren — da war die allgemeine Flucht entschieden. Hanns von Werth focht allein noch unter den Generalen. Drei Pferde waren ihm nacheinander unter dem Leibe weggeschossen wor-

den. Von seinen Reitern, die theils todt theils gefangen waren, entblößt, ohne Pferd, blieb ihm nichts, als seine vielerprobte Geistesgegenwart; und er war gesinnt, sich seines Lebens mit der gesteigerten Kraft der Verzweiflung zu erwehren. Zu Fuße arbeitete er sich, um seine Freiheit kämpfend, durch das Gewühl der Schlacht, und langte in dem Wald bei dem Dorfe Rollingen an, wo noch ein kleines Häuflein Tapferer, der muthige Rest vom Wahl'schen Regiment, postirt war, entschlossen, die verlorne Ehre des Tages mit ihrem Blute auszulösen. An der Spitze dieser Fünfhundert kämpfte er unerschüttert gegen den wachsenden Andrang der Feinde; umsonst, das kleine Häuflein schrumpfte zusammen, zuletzt wurden sie vom Feinde umgangen und vollständig umzingelt. Jetzt war jeder Widerstand vergeblich, und der Tapfere fügte sich dem Loos der übrigen Generale. Dem Kapitänlieutenant des Grafen von Nassau, dessen Leibkompagnie derselbe führte, lieferte Werth seinen in zwanzig Kampfjahren bewährten Degen ab, und die Schlacht war vollendet. — Das war allerdings eine merkwürdige Schlacht: das ganze kaiserliche Heer zertrümmert und alle Generale gefangen, mit dem gesammten Generalstab, worunter auch ein Bruder Werths, Oberstlieutenant Anton von Werth, sich befand. Bei Rheinfelden hatte sich Bernhard reines Feld gemacht und den Waffen

der Schweden wieder für längere Zeit das Uebergewicht errungen.

So war denn Werth in die Hände seines erbittertsten Feindes gerathen, und der „schwarze Graf," der seinem Gegner mit besonderer Vorliebe zugesetzt, und ihn laut für einen Verräther des deutschen Reiches erklärt hatte, durfte sich nicht des freundlichsten Empfangs von dem geschmähten Reichsrebellen gewärtigen. Der Herzog besaß auch nicht Großmuth genug, über das Vergangene wegzusehen, und behandelte den kühnen General mit beleidigender Zurücksetzung, während er die Uebrigen mit Schonung empfing. Gleich zum Willkomm fuhr ihn Bernhard spöttisch an: „Ei, welch ein unerwartetes Zusammentreffen!" — „Es ist das Glück Ew. fürstlichen Gnaden und mein Unglück, worüber ich mich nicht zu rechtfertigen habe," erwiderte der freimüthige Hanns ruhig und gemessen. Bernhard wandte sich von ihm mit den Worten: „Der Herr wird Zeit haben, darüber nachzudenken." Die Feldherrn wurden darauf zur Abendtafel geladen, aber Bernhard setzte Savelli, den „welschen Schuft," mit Respekt zu sagen, über Werth, obwohl jener jünger in der Würde war, wodurch er allerdings seinen Zweck erreichte. Der verdiente Krieger fühlte sich gekränkt und wurde bitterbös, was er durch laute Schmähungen kundthat. — Am folgenden Tag wurde er in ehrenvolle Haft auf Schloß Benfeld abgeführt.

VI.

Die goldene Knechtschaft.

Triumphzug. Bois de Vincennes. Besuche. Der Löwe des Tages. Der Homeride am Springbrunnen der Samariterin. Das Heimweh nach den Schlachtfeldern. Endliche Auswechslung.

Nach zwanzig vielbewegten Kriegsjahren, in denen Johann von Werth die Waffen ehrenvoll wie Wenige geführt, und ein kühner wilder Reiter rast- und ruhelos Deutschland nach allen Ecken und Enden durchflogen; in denen er die Niederlande als Jan de Werth, Frankreich als Jean de Werth mit den Schrecken des wilden Heeres erfüllt hatte; in denen er als wilder Junge vom Reiterbuben durch alle Grade rasch emporgestiegen und durch Gefahren ohne Zahl, durch Wagnisse von der abenteuerlichsten Art sich hinaufgearbeitet hat bis zum Reichsfreiherrn und General-Feldmarschall-Lieutenant — hatte nun das launige Loos des Krieges über den Unbändigen ohne sein Verschulden ein Schicksal verfügt, das ihn von den Schlachtfeldern weg zu einer unwillkommenen Ruhe im Feindeslande verbannte, aber zu einer Ruhe voller Ehren und Auszeichnungen. Vier Jahre sollte der freisame Ritter die fremden Genüsse einer „goldenen Knechtschaft" schmecken, und

der Sohn des Krieges, von der Sturmfluth gewürfelt und gewaschen, erscheint uns unter gänzlich veränderten Verhältnissen in den Regionen des Friedens.

Auf dem Schlosse zu Benfeld, wo Werth gefangen saß, erstattete er dem Kurfürsten von Baiern eine ausführliche Relation von der Schlacht bei Rheinfelden, welche durch die Schuld des sorglosen Herzogs Savelli, „des feigen Welschen“ (er war schon etliche Jahre früher einmal der feigen Uebergabe einer Festung in Pommern beschuldigt worden) und durch die unverantwortliche Nachlässigkeit des Kriegscommissariats verloren worden sei, das die Truppen bei der schlechten Witterung beinahe habe verhungern lassen. Schließlich bat er um Auswechslung mit dem schwedischen Feldmarschall Horn, der bekanntlich von Werthischen Reitern in der Nördlinger Schlacht gefangen genommen worden war, und auf den er also ein billiges Anrecht hatte. Auch Herzog Bernhard dachte ernsthaft daran, über diese Auswechslung Unterhandlungen anzuknüpfen. Aber die Eitelkeit des französischen Hofes und der Ehrgeiz Richelieu's machten einen Strich durch die Rechnung. König Ludwig XIII. schickte auf die glänzende Siegesnachricht unverzüglich einen Kammerjunker an den Herzog ab, um ihm sein Compliment über den Sieg zu machen und en passant den königlichen Wunsch auszudrücken, daß die vornehmsten Ge-

fangenen, Herzog von Savelli und Jean de Werth, nach Paris geschickt werden sollen. Man gebrauchte dafür den Vorwand, daß in Deutschland keine Festung für die beiden großen Gefangenen sicher genug wäre. Im Grunde steckte aber ein gut Theil Eitelkeit dahinter, dem französischen Volke den gefürchteten Abgesandten des Höllenfürsten gefangen zur Schau stellen zu können und den unheimlichen Kinder- und Franzosenschreck als einen normalen Menschen mit Fleisch und Blut leibhaftig vor dessen Augen zu führen — eine wohlberechnete echt französische Prahlhansiade. Bereits waren die bei Rheinfelden erbeuteten Fahnen nach Frankreich geschickt und in Lyon wie in Paris mit enormem Jubel und Pomp umhergetragen worden, wobei das vergnügte Volk sich etwas zu Gute darauf that, statt des fatal klingenden Jean de Werth rufen zu können: Jean le pris et bien battu (Jean gefangen und gepantscht)!

Bernhard ließ seine gerechten Bedenken gegen das königliche Ansinnen aus kluger Nachgiebigkeit fallen, und erklärte sich zur Ueberantwortung der Gefangenen bereit. Jean de Werth geberdete sich wie ein Rasender, als er diese Nachricht vernahm und tobte laut über solchen Unfug. Er stellte dem Herzog mit aller Kraft natürlicher Beredtsamkeit vor, daß er des Herzogs Gefangener und nicht des Königs sei, daß er sich dem Grafen von Nassau ergeben, einem Deutschen, und keinem Franzosen;

die Franzosen hätten nicht einmal ein Verdienst an dem Sieg überhaupt, denn kein einziger Franzose hätte sich an der Schlacht betheiligt. Zudem erklärte er ihm, könne es nur kurze Zeit anstehen, bis er gegen den Schweden Gustav Horn ausgewechselt würde. Er schrie, daß er nur gefesselt wie eine ungezähmte Bestie, mit offener Gewalt von der Stelle gebracht werden könne. Er war grimmig aufgebracht und fuhr umher wie eine Hummel in einer Trommel. Das allein vermochte den Aufgebrachten einigermaßen zu beruhigen, als Bernhard ihm sein herzogliches Wort gab, daß er auch in der Gewalt der Franzosen immer noch sein Gefangener bleiben solle, daß er auf das ehrenvollste behandelt werden würde, daß der Herzog die Unterhandlungen bezüglich der Auswechslung betreiben und beschleunigen wolle.

So ergab er sich denn in das Unabänderliche und beruhigte sich einigermaßen in dem Wiedersehen seiner jungen „Ehewirthin“ Maria Isabella, welche herbeigekommen war, ihn im Unglück zu trösten und an ihrem Theil den unerbittlichen Herzog durch Flehen und Beschwören zu bestürmen, um ihren geliebten Gemahl der Schmach zu entziehen. So viel erwirkte der Gefangene, daß ihm Bernhard gestattete, den ebenfalls gefangenen braven Oberst Neuneck für fünf Wochen auf Parole zu entlassen, um nach München und Wien zu reisen und durch eine unbefangene, wahrheitsgetreue

Darstellung des Sachverlaufs den General vor den Verleumdungen des perfiden Savelli zu schützen, welcher gern die Schuld der Niederlage von sich abgewälzt hätte. Denn der welsche Herzog, der in der Gefangenschaft besondere Freiheiten genoß, hatte trotz seines dem Herzog gegebenen Ehrenworts, die Mauern der Stadt nicht zu verlassen, eines Tages Gelegenheit genommen, in Kutte und Kapuze durch die bestochenen Wachen zu entrinnen und mit heiler Haut Wien zu erreichen. Den Offizieren dieser Wache, sowie zweien Priestern und zweien Bürgersleuten kostete dieser Kapuzenspaß das Leben.

Es blieb beim Gebot des Königs, Jean de Werth mußte sein Ränzel schnüren zur Reise nach Paris. Sein Leidensbruder an Savelli's Stelle sollte nun Adrian von Enkefort werden. So trat Werth zugleich mit Enkefort, aber aus Vorsicht getrennt von ihm, unter einer Eskorte von 750 Musketieren die unliebsame Reise durch Frankreich an nach demselben Paris, vor welchem er zwanzig Monate früher Todesschrecken verbreitet hatte, und sah mit großer Fassung den schadenfreudigen Expektorationen und den Katzenmusiken des französischen Volkes entgegen. Wie sehr sollte er aber alsbald enttäuscht, wie seltsam überrascht werden! Der französische Hof, der im Punkte der Galanterie dazumal erstes Muster war, hatte den Befehl ertheilt, daß der deutsche General in den Städten

mit den einem braven Generale gebührenden Ehren sollte aufgenommen werden. Aber es brauchte das nicht einmal. Das französische Volk strömte aus freiem Antrieb in Massen herbei, groß und klein, alles wollte den Mann sehen, der sich einen so fürchterlichen Namen und ein so grauenhaftes Denkmal in den Herzen der Franzosen gesetzt hatte. In jeglicher Stadt, welche der Held passirte, empfing ihn der Bürgermeister, umgeben vom gesammten Magistrate, an den Thoren und führte ihn mit höflichem Willkomm und unter den Ehrfurchtsbezeugungen des staunenden Volkes, welches bei seinem Anblick das Haupt entblößte, in die Stadt ein; die Befehlshaber der Garnisonen machten es sich zu einer würdigen Aufgabe des Wetteifers, den Waffenhelden aufs nobelste zu bewirthen.

Unter solchen unerhörten Huldigungen zog unser Werth, nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Triumphirender, nicht von der Schadenfreude des Hasses, sondern von der Ehrfurcht der Bewunderung begleitet, vom Elsaß durch die Städte Marsal, Nancy, Bar, Vitry, Chalons, Epernay, Château-Thierry, La Fère nach der Hauptstadt, wo ihn noch größere Ehren erwarteten. Solche Huldigungen sind noch nie erlebt worden, seit ein Gefangener je einmal eine unfreiwillige Reise in Feindesland gemacht hat.

Paris war bei der Ankunft des großen Deut-

schen auf dem Gipfel seines Entzückens vom Minister und Hofkavalier abwärts bis zum brutalsten Gassenjungen: alles war nur ein Jubel, und der Jubel hatte nur einen Laut, und dieser Laut hieß „Jean de Werth!“ Angestaunt wie ein Löwe aus der Wüste, zog er in die Hauptstadt ein, und wurde sofort nach Vincennes gebracht, wo, unweit von Paris, das Staatsgefängniß unter der Obhut des Staatssekretärs und Platzcommandanten von Chavigny sich befand. Was ihm versprochen worden, wurde ihm hier so ziemlich gehalten. Er wurde mit dem schuldigen Respekt behandelt und mit einer ausgesuchten Tafel traktirt; dagegen war die Haft, in der man ihn hielt, Anfangs eine überflüssig strenge. Das mußte dem ruhelosen Ritter begreiflicher Weise bitter in die Nase steigen, und er erlaubte sich dafür, den Herrn von Chavigny, seinen verantwortlichen Oberhüter, mit sammt dem Hofe ein wenig ins Bockshorn zu jagen.

Jean de Werth besaß nämlich eine fabelhafte Stärke; so zerbrach er zum Spaß nicht blos drei übereinandergelegte Thaler mit den Fingern, oder frische Hufeisen mit ditto (dieses unschuldige Vergnügen und Zeitvertreib hätte der Franzose ihm gerne gelassen), sondern der schlimme Gast trieb den Spaß weiter: er riß die Gitterstäbe seines Fensters wie Zaunstecken aus, wie Bohnenstangen riß er dicke Nägel aus der Wand und schlug sie dann zur Abwechslung mit der strammen Faust

wieder in die Mauer. Das sah schon bedenklicher aus. Nicht genug! Der Schelm ließ es beim Ausreißen der Stäbe allein nicht bewenden, er versuchte es an seiner eigenen Person, auszureißen und mit Hilfe seiner Gelenkigkeit zu entkommen. Somit sprang er einmal vom zweiten Stock hinunter, und unten, auf dem Boden angekommen, stand er fix und gesund auf seinen beiden Beinen, um es mit denselben noch weiter zu versuchen. Da faßte den Franzosen fast ein Grauen, und er mußte all seine Wachsamkeit aufbieten, um den werthen Vogel nicht entwischen zu lassen. Die Kunde von diesen deutschen Stücklein machte schnell in Paris die Runde, und steigerte noch die Bewunderung der Pariser, und namentlich der Pariserinnen.

Dieser seltsame Zeitvertreib Werths hatte denn wenigstens das Gute, daß er den Hof zu allerhand Betrachtungen veranlaßte. Es wäre doch ein verwünschter Streich gewesen, wenn der Held, mit dessen Gefangennahme sie so sehr geprunkt, ihren Händen über Nacht entwischt wäre; wenn der Wächter eines schönen Morgens ein leeres Zimmer vorgefunden hätte. Dieser bedenklichen Eventualität gedachten sie denn, Angesichts der kühnen Rettungsversuche, zuvorzukommen, und so ließ ihm der König das Ehrenwort abnehmen, keinen Fluchtversuch mehr zu machen, worauf er der strengen Haft erledigt ward und die Freiheit

erhielt, Vincennes nach Belieben zu verlassen und überall in Paris umherzuwandeln. Das war ein Festtag für Hanns, und für das Pariser Volk nicht minder. „Wenn er in Paris über die Straße ging, mußte er eine tüchtige Guardia bei sich haben, sonst hätte das Volk ihn erdrückt. Jetzt sah man ihn gerne, weil man ihn nicht mehr zu fürchten brauchte, und die guten Leute wunderten sich nicht wenig, daß Herr Hanns aussah, wie ein anderer Kriegsmann."

Diesen Freipaß auf Parole erhielt Werth Mitte Juni, und nun ging in der That ein lustiges Leben an. Gleich am ersten Tage seiner Entlassung aus der Zwingburg gab der Kardinal Richelieu ihm und seinem Leidensgefährten Adrian von Enkefort zu Ehren ein glänzendes Bankett, wozu die hervorragendsten Glieder des Hofes geladen waren. Da war Gaston von Orleans, der muthmaßliche Thronerbe, der heute den Wirth machte und obenansaß an der Tafel; da waren die Herzoge von Angoulême und Brissac, der Prinz von Guimené, der Graf von Noailles. Unter den Obristen, die geladen waren, befand sich auch der nachmals unter dem Namen Maréchal de Gassion gefeierte Oberst de Hontas. Werth und Enkefort saßen auf der linken Seite. Auch bei dieser Gelegenheit geberdeten sich die Gefangenen freimüthig und ungezwungen, und verglichen in kräftigen Worten ihr gegenwärtiges Geschick vor den ver-

sammelten Gästen mit dem Geschicke Franz I., des gefeierten Königs von Frankreich, welcher in der Schlacht bei Pavia in die Gefangenschaft gerathen war.

Unmittelbar nach diesem glänzenden Feste machte Werth dem König Ludwig selbst seine Aufwartung, um ihm für die erzeigte Gunst seinen Dank darzubringen. Der König empfing den kühnen Ritter, der ihn einst so in Schrecken gejagt, auf das Auszeichnendste und ließ ihm seine ganze Huld angedeihen. Jetzt erreichten die Festivitäten erst die rechte Höhe. Das Bankett des Kardinals und der gnädige Empfang beim König gaben den Anstoß zu einer reichen Folge von großen und kleinen Festlichkeiten, und es entstand unter der hohen Gesellschaft ein förmlicher Wetteifer in der glänzenden Bewirthung der deutschen Gefangenen. Die Franzosen, die dieses erzählen, vergessen dabei nicht zu bemerken, daß Jean de Werth sich die allgemeine Achtung besonders gewann durch die noble und feine Manier, womit er die Artigkeiten des französischen Hofes erwiederte. Zu allem, was Paris an Ergötzlichkeiten bot, wurde Werth eingeladen, was es Herrliches aufzuweisen hatte, wurde ihm vor Augen geführt, und der deutsche Bär fand sich bei all den großartigen Schauspielen auf das bunteste unterhalten in der Weltstadt. Denn eine kleine Weltstadt begann Paris schon damals zu werden, wie ein Zeitgenosse (Philander von

Sittewald) versichert, welcher sagt: „In Wahrheit zu melden, wer die Welt in einem Saal, in einem Sack, in einem Garten, in einem Garn sehen will, der wird sie in Paris gewißlich finden.“ — Dem guten Hanns hing allum der Himmel voller Geigen.

Die Riesenkraft des unruhigen Kriegers, womit er die Eisengitter im zweiten Stock zu Vincennes ausgebrochen, die Wagenhalsigkeit, mit der er zwei Stockwerke herab in den Hof gesprungen, die Schlauheit, mit der es ihm beinahe gelungen, zu entkommen — das alles waren Dinge, welche die Neugierde der Pariser und Pariserinnen nicht wenig rege gemacht hatten. Es trieb sie hinaus nach Vincennes, um den merkwürdigen Mann zu besuchen oder doch wenigstens speisen zu sehen. Und nicht etwa blos geringe Leute, sondern die vornehmsten Damen waren es, die den deutschen Bären mit ihren unablässigen Besuchen überraschten und darin ein ausnehmendes Vergnügen fanden. Zwei Dinge waren es namentlich, welche die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Pariser erregten, und worin Werth in ungewöhnlichem Grade Meister gewesen sein soll. Das war einmal die altgermanische Kunst des Trinkens: der gute Hanns trank unvergleichlich, und seine Gefährten gaben ihm auch nicht viel nach. Das kam den Franzosen überaus lustig vor. Sodann verstand er noch eine zweite Kunst, die man gar oft mit der ersten

verbunden steht, die aber damals etwas ganz Neues war: er verstand excellent Taback zu rauchen und zu schnupfen. Er soll das mit so viel Geschick und Anstand gethan haben, daß die Franzosen ihn nicht genug bewundern und rühmen konnten. Es soll dazumal sogar Mode geworden sein, Taback in einer oder der andern Weise zu consumiren. Ueberhaupt gehörte es zum guten Ton, ein Bewunderer Jean de Werths zu sein. Jean de Werth wußte aber auch durch sein ritterliches Benehmen die Achtung zu gewinnen. Der wilde Mann, der bisher nur im Schlachtengewühl und Quartieraufschlagen sich getummelt, der nur mit dem Säbel zu sprechen gewohnt war, entfaltete nun auf einmal eine seltene Liebenswürdigkeit, die ihm allgemeines Lob erwarb, und verband damit eine männliche Würde, der man die Theilnahme an dem unverschuldeten Geschick nicht versagen konnte. Er bekundete vor den schönen Pariserinnen das unbefangenste Wesen und wußte ihren Höflichkeiten hinwiederum mit ritterlicher Artigkeit zu begegnen. Bisweilen scheint ihn der Andrang der Besuchenden doch stark belästigt zu haben, daher es kam, daß er zu Zeiten den derben Krieger und den ungeleckten deutschen Bären nach Laune hervorkehrte. Das war aber nur Oel ins Feuer gegossen, nach der Schilderung eines gleichzeitigen Berichterstatters, welcher über das Nämliche sagt: „Hat zuweilen auch den festen Deutschen und den

handgreiflichen Soldaten gar stark mitunterlaufen lassen, worüber jedoch der Züspruch der schönen Französinnen eher zu, als abgenommen." —

Werth that und geberdete sich in Paris, als ob er, wie man sagt, zu Hause wäre. Wie frei und gesund er sich sein Urtheil auch in der immerhin machtlosen Lage eines Gefangenen erhalten hat, ist uns in einer kleinen Anekdote aufbewahrt. Er hatte im Gefängnisse zu Vincennes unter andern den Abbé de St. Cyran gesehen, welcher in Folge heimlicher Intriguen und Verfolgungen ins Gefängniß geworfen worden war, und ihn als einen ehrwürdigen, frommen Geistlichen kennen gelernt. Als nun Werth eines Tags bei einem Feste im Hause Richelieu's sich befand, bemerkte er einen Bischof, welcher seine ganze Galanterie anstrengte, nach besten Kräften die Honneurs bei dem Feste zu machen. Während des Ballets wurde an Werth die Frage gerichtet, wie es ihm gefiele? Da gab Werth ebenso frei als laut die epigrammatische Antwort: „Von allen Schauspielen in Frankreich sei er von keinem so befremdet worden, als die Heiligen im Gefängnisse und die Bischöfe in der Komödie zu sehen."

Gleich gesunde Ansichten entwickelte er über die Politik, und manches Ereigniß ist später eingetroffen, was er damals vorausgesagt hatte. Auf diesem Felde waren es insbesondere zwei Frauen, mit denen er sich in weitläufigere Discussionen

einließ; zwei Frauen, die zu den edelsten ihres Jahrhunderts gehörten. Diese beiden Damen waren Renata du Bec, Gemahlin des Marschalls Guébriant, und die muthige Gattin des schwedischen Gesandten Hugo Grotius. Der erstern Dame wurde nachmals die seltene Auszeichnung, als Gesandtin an fremde Höfe geschickt zu werden. Von der heldenmüthigen Gemahlin des schwedischen Gelehrten Hugo Grotius aber ist die List bekannt, mit welcher sie ihren zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilten Mann auf Schloß Lövestein befreite, indem sie ihn in einer Kiste, in welcher sie ihm Bücher zugeschickt hatte, aus dem Gefängniß tragen ließ. — Diese beiden Frauen nun besuchten unsern Werth am 23. Juli im Bois de Vincennes, aber nicht, wie so viele andere, aus müssiger Neugierde, sondern aus Verehrung und wahrem Interesse. Der gefangene deutsche Krieger unterhielt sich mit den feinen gelehrten Damen aufs lebhafteste, namentlich war es die Schwedin, an welche sich Werth vorzugsweise und zwar meist in deutscher Sprache wandte. Nachdem er sein Loos einer, wenn auch glänzenden, doch immerhin thatlosen Gefangenschaft mit leiser Klage berührt hatte, richtete er das Gespräch auf die allgemeine Lage der Welt, und sein klares Urtheil offenbarte sich hier mit glücklicher Sicherheit. Die beiden Damen waren höchst befriedigt von seiner Unterhaltung und seiner ganzen Persönlichkeit. Unter

anderm hatte er auch bemerkt, daß der Krieg noch acht Jahre und darüber dauern würde — was sich leider als nur zu wahr herausstellte.

So feierte der Hof, so ehrte die hohe Gesellschaft den tapfern Gefangenen. Aber auch das Volk ließ es nicht fehlen, den ehedem so gefürchteten, nun so werth gewordenen Werth in seiner Weise zu feiern. Es lebte dazumal ein blinder Volksdichter in Paris, Namens Philippot, insgemein der Savoyarde genannt, welcher eine so helltönende Stimme besessen haben soll, daß der Klang derselben, wenn er im Quai des Augustin sang, bis zu den Fenstern des Louvre drang, wo der König residirte. Dieser Savoyarde, blind wie der Vater der Sänger, Homer, hatte ein Siegeslied auf die Schlacht bei Rheinfelden gedichtet, wo Jean de Werth gefangen worden, und das Lied war so volksthümlicher Natur, daß es in kurzer Zeit ein Eigenthum und Lieblingssang des französischen Volkes ward. Der Savoyarde war nämlich nicht blos der Dichter, sondern auch in alter Bardenweise der Sänger seiner eigenen Lieder. Auf dem Pont neuf stand das Reiterbild König Heinrichs und daneben der Springbrunnen der Samariterin (nach dem halberhabenen biblischen Bildwerke daran), und hier war der Sitz der damaligen Volksmuse. Pont neuf war der „Parnaß" des blinden Sängers, wie dieser es scherzweise zu nennen pflegte, das Roß des Königs

sein „Pegasus," der Springbrunnen der Samariterin die begeisternde „Hypokrene," und von diesem Parnasse aus besang unter dem Jubel des umstehenden Volkes der blinde „Homeride" den Fall des neuen „Hektor." Das Lied, das auf solche Weise unsern tapfern Jean de Werth verherrlichte, ist leider verklungen, und nur der ungefähre Inhalt ist auf uns gekommen. Der Refrain jeder Strophe war Jean de Werth, der auf eine eigenthümliche Weise betont war. Der Sänger zählte rühmend auf, wie viele Deutsche geschlagen worden seien — et Jean de Werth et Jean de Werth; eine andere Strophe meldete die große Zahl der Todten und Verwundeten — et Jean de Werth et Jean de Werth; eine dritte Strophe zählte die eroberten Fahnen und Standarten auf — et Jean de Werth et Jean de Werth; ein weiteres die Pferde und Kanonen — et Jean de Werth et Jean de Werth. Jean de Werth blieb der unvermeidliche Schlußreim des dem Volke liebgewordenen Liedes. Die Naturwüchsigkeit des Gedichtes wußte sich selbst die Aufmerksamkeit des Königs zu erringen; das Savoyardenlied wurde hoffähig und damit vollends zum allgemeinen Zeitlied, das sich über ein Jahrhundert im Munde des französischen Volkes erhielt. Bald wurden auch andere Gesänge nach der Melodie von Jean de Werth (sur l'air de Jean de Werth) gedichtet, welche alle das Andenken des deutschen Helden

feierten. Von dem Schreckensjahr, welches man insgemein le temps de Jean de Werth nannte, ist früher schon gesprochen worden. — So ehrten die Franzosen den Namen eines feindlichen Helden!

Der deutsche Bär war zu Paris wider seinen Willen der Löwe des Tages geworden.

Trotz alledem aber hatte Jean de Werth das flotte Leben in der französischen Hauptstadt längst herzlich satt; es beschlich ihn mit ganzer Macht das Heimweh nach den alten deutschen Wäldern und nach den alten Schlachtfeldern. Auf die Bärenhaut sich zu legen, war überhaupt niemals seine Passion gewesen. Aber die Unterhandlungen wegen der versprochenen Auswechslung wollten gar nicht vom Fleck gehen, es hatte eher bisweilen den Anschein, als ob sie unvermerkt den Krebsgang eingeschlagen hätten. Den Franzosen pressirte es ganz und gar nicht, den liebwerthen Gefangenen aus den Händen zu geben; auch wußten sie genau, daß der befreite Werth ihnen viel mehr Schaden zufügen würde, als ihnen der Schwede Gustav Horn nützen könnte. Man fürchtete ebenso sehr die Feldherrntalente als die Kühnheit des deutschen Kriegers. Derjenige Mann, der allein die Sache zu beschleunigen im Stande gewesen wäre, der sich auch für die Auswechslung verbürgt und bereits einmal vergeblich gemahnt hatte, der Herzog Bernhard, war schon ein Jahr nach Werths

Gefangennahme 1639 unvermuthet weggestorben. Werth verzehrte sich in Ungeduld, und die Kriegszeitungen steigerten seine Sehnsucht. Zwar ging es ihm nicht wie dem jungen Themistokles bei den Siegen des Miltiades: die Siege seiner Mitfeldherrn störten ihm den Schlaf nicht im mindesten, denn sie errangen keine; um so mehr aber nagte an ihm die Unruhe um das Loos seines Vaterlandes und die eigene unbefriedigte Schlag- und Waffenlust.

Endlich im Anfang des Jahres 1641 schien es mit der Auswechslung richtig zu werden. Er hatte die Weisung erhalten, sich zur Abreise nach Nancy fertig zu halten. Wie mag dem wackern Ritter das Herz geklopft haben bei dem Gedanken an die nahe Freiheit! Freudig nahm er Abschied vom Hofe zu St. Germain, wo ihm der französische König huldvoll eine letzte Audienz gab. Des Königs Liebling Cinqmars veranstaltete ihm noch ein stattliches Fest, und alle Herren vom Hof machten ihm noch einen Abschiedsbesuch.

Am 18. Januar reiste der Glückliche ab und langte unter starker Bedeckung, aber froher Aussicht, in Nancy an. Ungefähr um dieselbe Zeit war Feldmarschall Horn aus dem Thurm von Burghausen entlassen und über Augsburg nach Lindau geführt worden, um Jean de Werth in Breisach zu begegnen. Da fügte es sich, daß gerade zu der Zeit das Oberhaupt der schwedischen

Armee, Feldmarschall Banner, zu Hildesheim starb. Diese Nachricht bewog hinwiederum den kaiserlichen Kriegsrath und den Kurfürsten, die Sache der Auswechslung abermals hinauszuschieben und die schwedische Armee lieber ohne Haupt zu lassen, als der kaiserlichen den tüchtigen Werth zu gewinnen. In Wien wie in München gab es, wie man weiß, eine ziemlich einflußreiche Partei, die zu den Ruhmesthaten des energischen Reiters längst scheel gesehen und den günstigen Umstand freudig benützte, dem mißliebigen ungefügen Nebenbuhler die Gelegenheit zu weiteren Lorbeerernten ferne zu rücken, so sehr auch die bairischen Krieger sich längst nach Werth sehnten und schon im ersten Jahre seiner Gefangenschaft mit lauter Stimme ihren tapfern Führer zurückgewünscht hatten. — Jean de Werth knirschte über die bittere Enttäuschung. Er ward nun nach Breisach geführt, wo er zwar Glanz und Prunk fand, aber keine Freiheit. Die einzige Erleichterung bestand in der Erlaubniß, in der Umgegend des Gefängnisses jagen zu dürfen. Seltsamer Contrast in den Empfindungen eines Jägers, die freien Thiere des Waldes zu fangen und selber ein Gefangener zu sein!

Das vierte Jahr der Gefangenschaft neigte zu Ende, und immer noch schmachtete er vergeblich nach Befreiung und nach Thaten. Da sollte endlich das Unglück sein Bundesgenosse und Erlöser

werden. Die kaiserlichen Feldherrn Lamboy und Mercy erlitten am 17. Januar 1642 bei Kempen eine schwere Niederlage. Jetzt ruhte der dem tapfern Gefangenen befreundete Erzherzog Leopold Wilhelm nicht mehr und drang auf schleunigste Befreiung des unentbehrlichen Werth. Eine so hohe Vermittlung war von Gewicht, und alle Einwände der Mißgünstigen traten vor dieser Stimme zurück: die Befreiung kam am 24. März zu Stande.

Bei Dinglingen, unweit Lahr, fand die Auswechslung statt. Sie wurde in aller Feierlichkeit und Courtoisie vollzogen, wie es der König von Frankreich gewünscht, und der Befehl Richelieu's an Generalmajor von Erlach angeordnet hatte. Um 10 Uhr führte der Oberst von Rosen in Begleitung zweier Rittmeister und hundert Kürassiere den gefangenen General auf die steinerne Schutterbrücke. Von der entgegengesetzten Seite rückte der bairische Oberstlieutenant Rauschenberg mit dem schwedischen Feldherrn Horn, von einer gleichen Anzahl Bewaffneter umgeben, an. Nach ritterlichem Brauche bewillkommte man sich hier auf das höflichste, die beiden feindlichen Heerführer tranken einander mit edlem Weine zu und beredeten Kriegs- und Friedenszeitung in lebhafter Zwiesprach. In ebenso ritterlicher Weise verabschiedeten sich nach einer Stunde die tapfern Generale, von denen der eine, Gustav Horn, nach Breisach ab-

reiste und vom schwedischen Heere mit dem Donner des Geschützes empfangen, vom König von Frankreich aber mit einem diamantbesetzten Degen beschenkt wurde; der andere, unser Werth, freiheitselig und thatendurstig seinem Herrn und Gebieter zueilte, und über Augsburg, wo er in Gesellschaft eines Jesuitenpaters und mehrerer Cavaliere die berühmte Kunst- und Kuriositätensammlung von Hainhofer besichtigte, nach München und Wien sich begab, um den Fürsten seinen Dank auszusprechen. Auch der Kaiser hatte zum Zweck der Auswechslung eine Summe Geldes gezahlt.

Die „goldene Knechtschaft" war zu Ende, und die frischen freien Fahrten kommen wieder an die Tagesordnung.

VII.

Neue Streifzüge bis zum Tuttlinger Tanz.

Kölner Fahrt. Schwabenstreiche. Rottweiler Proceß. Der Tuttlinger Tanz, eine schwarzwälder Dorfgeschichte.

Wie sah es in Deutschland aus bei der Wiederkehr Jean de Werths? Da sah es aus zum Erbarmen. Vierundzwanzig Jahre blutiger Schlachten, Plünderungen und Zerstörungen hatten das

reichgesegnete Land zur Wüste gemacht, und noch war kein Ende abzusehen. Die Soldatendespotie hatte ihren Gipfel erreicht, und Soldatendespotie und Vandalismus gehen Hand in Hand. Um die Landplagen vollzählig zu machen, hatten Hunger und Theurung, Mißwachs und Seuchen ihre Wanderung durch das heilige Römische Reich gemacht, und hielten da ihre Ernte, wo Feuer und Schwert noch Reste gelassen. Die Gesetze hatten ihre Kraft verloren, eine allgemeine Verwilderung hatte unter den Menschen Platz gegriffen. Die Barbarei des Soldaten war bis zur raffinirten Unnatur gelangt. Die Soldatengeneration, die im langjährigen Kriege großgewachsen und erzogen war, hatte auch den Sinn für Zucht verloren und war in Grausamkeiten erfinderisch geworden. Man war dahin gekommen, Freund und Feind gleichmäßig zu fürchten, die sich in ausgesuchten Gewaltthätigkeiten zu überbieten trachteten. Nur wenige Exempel mögen eine Vorstellung hievon geben: denn auch das Wenige wird hier fast zu viel.

Der berüchtigte Schwedentrank lebt noch in der Erinnerung des Volkes. Man legte die armen Leute auf den Rücken, sperrte ihnen den Mund gewaltsam auf, und goß ihnen kaltes, meist faules Pfützenwasser fast bis zum Zerplatzen ein. Dann stellten sich die Barbaren auf den Leib des Aermsten und traten so lange auf den angeschwollenen Bauch los, bis die unreine Flüssigkeit

wieder zum Munde hervorquoll. Das ist der Schwedentrank!

Ein Zeitgenosse des Krieges, der das Soldatenleben durchgelebt hat und sich in seinen Schriften Philander von Sittewald nennt, hat als Augenzeuge einige Exempel von der sogenannten Schnalzmarter aufgezeichnet. Da heißt es zum Beispiel:

„Dem einen wurden beede Hände auf den Rücken gebunden, und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches, so man es nur ein wenig an= oder auf= und abgezogen, dem elenden Menschen solche Marter verursachet, daß er oft den Tod geschrien, aber umb jeden Schrei vier Streiche mit der Karbatsche auf die Waden halten mußte: ich glaube, der Kerls hätte sich selber entleibt, wo er seiner Hände gebrauchen können, nur des Schmerzes zu entkommen.

„Einem andern wurde ein Seil mit vielen Knöpfen umb die Stirn gebunden und mit Knebel hinten zu ober dem Nacken zusammengedrehet, daß ihm das helle Blut zu der Stirne, zu Mund und Nase, auch zu den Augen ausflosse, und der arme Mensch als ein Besessener aussahe.

„Einem dritten schoß man mit drei Rollkugeln das rechte Knie entzwei, daß er gleich zu Boden fallen mußte, und umb Gottes Willen bate, daß man ihn doch vollends erschießen wollte, aber das

konnte ihm nicht gedeihen, sondern er war bei demselben Fuß genommen, und der Schenkel als ein Garnwinde herumbgedrehet und also auf und abgezogen, bis er von Ohnmachten und Schmerzen umb die Welt nichts mehr wußte." —

Man hat die Leute haufenweise in Backöfen gebraten, den einen die Augen aus dem Kopf „gerättelt," wie die Barbaren es nannten, andern die Fußsohlen aufgeschnitten, Salz darein gestreut, und sie von Ziegen belecken lassen, bis die Armen sich an dem unnatürlichen Kitzel buchstäblich zu Tode gelacht hatten.

So wurde es in der zweiten Hälfte des Krieges getrieben.

In der höhern Kriegeswelt sah es nun gar viel anders aus, als vor vier Jahren, ehe Jean de Werth nach Paris gereist war. Viele Kriegshäupter waren vom Schauplatz abgetreten und hatten andern Platz gemacht. Auf der feindlichen Seite war der Herzog Bernhard von Weimar, der den Franzosen bereits lästig zu werden angefangen hatte, wie man muthmaßt, durch Gift gestorben. Ein gleich unvermuthetes Geschick hatte im Jahr 1641 den schwedischen Feldmarschall Banner ereilt, der trotz seiner beständigen Trunkenheit viel Glück gehabt, und Deutschland, insonderheit Sachsen, auf das greulichste verwüstet hatte. Der Nachfolger des Schweden war Leonhard Torstenson, ein Liebling Gustav Adolphs, welcher neue Truppen

und Geld aus Schweden mitgebracht und siegreich in die Erblande des Kaisers eindrang. Die Franzosen hatten als Nachfolger Bernhards den tapfern Marschall Guébriant (dessen Gemahlin unsern Werth in Paris besucht hatte) mit einem Heere nach Deutschland geschickt. — Die Sache des Kaisers stand nicht am besten. Wie schon gemeldet, war das kaiserliche Heer unter den Feldmarschällen Lamboy und Mercy schwer geschlagen worden; auch Gallas und Götz hatten nicht viel Glück. Somit war die Erscheinung Werths eine sehr willkommene.

Werth wurde vom Kurfürsten sowohl als vom Kaiser aufs huldvollste aufgenommen, vorzüglich aber ward er vom Erzherzog Leopold, seinem eifrigen Verehrer, aufs herzlichste bewillkommt. Dieser Bewunderer seines Feldherrntalents, der sich am thätigsten gezeigt hatte in Angelegenheit seiner endlichen Auswechslung, hätte ihm gerne den Oberbefehl über ein eigenes Heer verschafft, wozu er all seinen Einfluß in Bewegung gesetzt hatte. Allein in dem Augenblick stand kein abgesondertes Corps zur Verfügung; und so wurde Jean de Werth von seinen Gebietern zunächst zum General der Reiterei der Reichsarmee ernannt. In dieser Würde reiste er im Sommer des Jahres 1642 zu dem kaiserlichen Heere ab, welches unter General Hatzfeld bei Köln stand. Die geistlichen Kurfürstenthümer wurden um diese Zeit von Schweden und Franzosen sehr geplagt, und die Noth des

Landes war deßhalb hier besonders groß. Als nun die Nachricht von der Ankunft des gefeierten Jean de Werth einlief und in der Umgegend Kölns sich verbreitete, wurde er allgemein als der Retter aus der Noth begrüßt. Es war wieder ein Festtag in seinem Lebenskalender. Voll freudiger Hoffnung strömte das Volk ihm entgegen, wo er sich zeigte, jauchzte es ihm zu, warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, den grausamen Feind zu verjagen. So viel ehrendes Vertrauen, so große Huldigung war keinem der kaiserlichen Kriegshäupter widerfahren.

Nachdem er vom Kurfürsten von Köln würdig empfangen und der Reiterei im Lager bei Zons als kaiserlicher, kurbairischer und kurkölnischer Generallieutenant vorgestellt worden, begann Werth frischweg seine Züge gegen die Franzosen, die ihn noch in gutem und schlechtem Andenken hatten. Wie mochte sich der deutsche Bär freuen auf das Zusammentreffen mit den Franzosen auf den deutschen Feldern und Wäldern, und schlaglustig nach ihrem Anblick dürsten, „mit ausgespreizten Tatzen," wie der Löwe seines Wappens! Marschall Guébriant stand mit dem französischen Heere unweit im Lager verschanzt. Die Franzosen des dreißigjährigen Krieges hatten vor den Deutschen noch jenen gewaltigen Respekt, wie ihn ihrer Zeit die unter Cäsar fechtenden Römer vor den alten Ger=

manen gefühlt; und zu diesem Respekt hatte Jean de Werth sein gut Theil mitgewirkt.

Kaum war Hanns bei seinen Reitern angekommen, so bekamen die Franzosen auch sogleich seine Streiche zu fühlen. Denn der kampfesdurstige Krieger hatte alsbald seine beliebten kühnen Streifzüge von ehedem wieder begonnen. Bei den Franzosen fing nun die Noth um den nöthigen Proviant in bedenklichem Grade an. Denn Werth hatte es nicht verlernt, Transporte aufzuheben und wegzuschnappen, hiefür ausgesendete Corps abzuschneiden und zu zersprengen. Die Franzosen fanden sich dadurch gezwungen, das nöthige Futter weither auf Umwegen zu holen. Mit seiner altbewährten Rastlosigkeit war es denn Werth gelungen, in kurzer Zeit den Feinden die schöne Zahl von 1500 Pferden abzuführen, nebst Mannschaft und Gepäck. Dagegen zu größeren Unternehmungen war seine Machtvollkommenheit zu beschränkt, da er kein selbständiges Corps commandirte. Auch war der Zustand des Heeres bei seiner Ankunft im Lager bei Zons ein sehr trauriger; man höre seinen eigenen Bericht darüber: „Er habe," sagt er, „unter Reiterei und Fußvolk, besonders unter den Offizieren, so unglaubliches Elend gefunden, daß er sichs nimmer hätte einbilden können, sei auch dergleichen nie erhört worden. Mit Schrecken habe er sehen müssen, daß sich bei 2000 Reiter und Dragoner zu Fuß befunden, mit welchen,

wenn sie beritten wären, man schon dem Feind hätte bastant sein sollen. Der Feind sei ihm überlegen an schöner Reiterei, habe aber auch dreimal in einem Jahr auf jede Compagnie tausend Thaler geben lassen. Weil der Feind würbe, dürfe man fürchten, daß die Demontirten aus Verdruß zu ihm zögen, und man so gute, alte Soldaten verlöre, die man um groß Geld nicht bekommen könne .... Diese eine Remontirung könne viele Tonnen Goldes Schaden verhüten; hätte man vor dem Jahr nur den hundertsten Pfennig dessen, was der Feind in den kaiserlichen Landen Schaden gethan, zur Remontirung geben, so wär es nimmer so weit gekommen, und hätt der Feind geschlagen werden können. Jetzt wolle man gern helfen, ermangle aber der Mittel, und wenig ergebe nichts. Er sei indessen in seinem Gewissen und wegen seiner treuen und beständigen Affektion zum Kurfürsten zu erinnern schuldig; werde man ihm in solcher Noth recht zu Hülf kommen, so würde es dem hochlöblichen Hanns und dem ganzen Römischen Reich zu Nutzen sein."

Unter sothanen Umständen mußte er sich mit kecken oft gefahrvollen Streifzügen befriedigen, wo es Püffe auf fremden und eigenen Rücken setzte. Und statt kräftiger Unterstützung empfing er nur Lobeserhebungen und kleine Geldsendungen.

Im Herbst wich jedoch Guébriant mit seinen Franzosen und Weimaranern, und dachte daran, sich warme Winterquartiere zu suchen. Nach er-

müdenden und doch vergeblichen Irrfahrten in Westphalen und Niedersachsen machte er wieder eine Schwenkung und marschirte nach Schwaben gegen die Quellen der Donau zu. In diesen Gegenden legte der Franzose denn seine vom strengen Winter sehr geplagten Truppen in Quartiere und erwartete eine mildere Zeit zu einem neuen Feldzuge.

Generallieutenant Werth war vom Kurfürsten zur Deckung Frankens zurückgerufen worden, und kam hier unter den Oberbefehl des Feldmarschalls Mercy zu stehen. Auch im Winter wollte er den Franzosen keine Ruhe gönnen, und so brach er Ende Januar 1643, mit seinen Reitern auf, die einzelnen französischen Quartiere in Schwaben aufzuschlagen.

Bei Schorndorf machte er den ersten Ueberfall, schreckte mehrere Regimenter auf, legte 200 Mann zu Platz und erbeutete viele Pferde. Der Ueberkühne hatte wieder nicht genug, drang in einem Athem auch auf die Quartiere bei Hebsack an der Rems; aber da war er in eine Sackgasse gerannt. Denn die Feinde hatten inzwischen Zeit gefunden, sich zu sammeln und mit großer Uebermacht sich zur Wehr zu stellen. Werth mußte sich mit Verlust seines eigenen Bruders, des Rittmeisters Stephan von Werth, zurückziehen, und, da er die Hebsacker Brücke besetzt fand, mit seinen Reitern durch die eiskalte Rems schwimmen. Diesmal war ihm das

Wasser, in buchstäblicher Wahrheit, bis an den Mund gegangen. Das war ein sehr abkühlendes Bad — denn der Januar ist just nicht die Säson dazu — und konnte Manchen auf lange hinein mehr als nüchtern machen. Aber Werth war nicht von dieser Gattung, sondern hub darauf sein erstes Wesen an, als wie zuvor.

Der Marschall Guébriant wurde von Stadt zu Stadt geschwäbelt, und Werth war immer vorne dran, den Weichenden, mit unsäglicher Zudringlichkeit in seinem Nacken sitzend, zu ermüden und zu erschöpfen. Kurz nach seinem letzten kalten Bad suchte er sich abermals 2000 Reiter, die schon Pulver gerochen, heraus und führte sie herzhaft zu einem neuen Ueberfall. Bei Rommelsbach, unweit Reutlingen, lagen französische Regimenter, denen wollte er nächtlicher Weile eins auf die Schlafmütze geben. Aber die Nacht war so finster und die Wege so bahnlos, daß er sich verirrte, und statt nach Rommelsbach zu kommen, nach Ofterdingen gerieth. Das brachte ihn aber ganz und gar nicht aus der Fassung. Die Streiche waren nicht verloren, kamen nur an eine andere Adresse. In Ofterdingen lagen die feindlichen Regimenter Wittgenstein und Kanowsky, die bekamen nun die Suppe zu essen, die für andere eingebrockt war. Denn bei Werth galt in solchen Punkten: „komm mir nicht unter den Wurf, so zieh ich dich nicht durch die Hechel!“ Die Außenposten wurden jäh überrum-

pelt, das Dorf überfallen und die Schläfer durch Feuer und Schwert aus dem Reich der Träume in eine sehr derbe und herbe Wirklichkeit zurückgerufen. Der Schwabenstreich gefiel dem Werth nicht wenig, und je länger, je mehr: es wurde gewaltig darauf losgehämmert, geklopft und geschmiedet, daß es Funken spritzte und in alle Weite klirrte.

Guébriant eilte endlich, durch die lodernden Flammen aufgeschreckt, selbst zur Hilfe herbei, aber mittlerweile, bis er ankam, flog Jean de Werth mit 800 Beutepferden, 2 Standarten und dem Gepäck der Wittgensteiner lustig davon, und der arme Marschall hatte das Nachsehen. Der Franzose wollte schwäbisch werden vor Aerger. Und nicht einmal ruhig zurückziehen ließ man den gehetzten Marschall. Jean de Werth jagte ihm immer, wie sein böses Gewissen, dicht hinten drein, im hellen Ritt durch's Schwabenland. Bei Hemmendorf überfiel er bald nach dem letzten Nachtstücklein drei Regimenter, deren Fußvolk, sich zur Wehre setzend, beinahe bis auf den letzten Mann niedergehauen, der Rest verjagt wurde, mit Hinterlassung des Gepäckes.

So wurde das Franzosenheer aus Schwaben gefegt mit dem Winterschnee, und gegen den Frühling zog es sich in einen Winkel des Schwarzwaldes zurück: zu Ettenheim schlug der Marschall sein Hauptquartier auf und wartete auf Verstärkungen.

Auch der Tod des französischen Königs Ludwig XIII. setzte einen Stillstand für seine Unternehmungen. So blieb er drei Monate unthätig.

Während deß hatten sich die Kaiserlichen aus den Winterquartieren bei Tübingen gesammelt und waren zur Beobachtung des Feindes nach Ebingen vorgerückt. Bei der ersten Musterung des kaiserlichen und bairischen Heeres, welche in den ersten Tagen des Juni geschah, wurde General de Werth der gesammten Kavallerie als höchster Anführer vorgestellt, und die entzückten Reiter begrüßten den geliebten, seiner jüngsten Schwabenstreiche frohen, Führer mit einer dreimaligen Salve.

Mit frischen Truppen verstärkt, wandte sich jetzt der Marschall Guébriant nach einem vergeblichen Versuche, abermals in Schwaben vorzudringen, gegen die Neckarstadt Rottweil, den alten Sitz des kaiserlichen Hofgerichts, und traf Vorbereitungen, die energisch belagerte Feste zu bestürmen. Da fielen drei Kanonenschüsse von den Bergen herüber, Entsatztruppen stiegen von den Höhen herab, jagten die Franzosen von der Belagerung auf und trieben sie zum Rückzug.

Und der Führer dieser Entsatztruppen war Werth.

Der französische Ulysses Guébriant mußte wiederum irrfahren, und beschloß nun, in Baden ein Unterkommen zu suchen; in Rastatt hoffte er seinen erschöpften Truppen Rast geben zu können.

Als er aber an die Grenzen rückte, fand er den Ort schon besetzt; just einen halben Tag vor seiner Ankunft hatten andere Gäste in Rastatt sich zu Tisch gesetzt.

Und der Urheber dieses Streichs war Werth. Der hatte den Plan der Franzosen gerochen und ihnen den Rank abgelaufen. Mit 2000 Reitern, die wie ihr Führer vor keiner Schwierigkeit erschraken, war er dem Feinde über den unwegsamen Kniebis vorangeeilt. Jetzt lachte er vergnügt aus dem Neste, in dem er festgesessen, und ließ den erbosten Marschall eine Faust im Sacke machen. Wohl oder übel mußte dieser aufs Neue die Lenden gürten, den Marschallstab zum Wanderstab machen, und sein Päcklein weiter tragen, und hatte Zeit genug, unterwegs über den schwarzwälder Spruch nachzudenken: „wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ Das Mahlen ist sehr leicht, aber das Zuerstkommen ist eine ganz besondere Kunst — und die verstand der Werth wie Keiner.

Dem Marschall Guébriant blieb jetzt kein anderer Ausweg mehr, als sich mit seinen abgemüdeten Resten auf das linke Rheinufer hinüberzuschleppen, und er brachte von seinem ganzen Heere noch 3000 Reiter und ebenso viel Mann Infanterie in das Niederelsaß. Hier war er zu einer zweimonatlichen Unthätigkeit gezwungen, bis neuer Zuzug aus Frankreich nachkam. Dieser kam end-

lich im Oktober, vom Prinzen von Enghien geführt, der aber das französische Heer bald wieder verließ und als Stellvertreter einen Grafen von Ranzau ernannte. Der Graf von Ranzau stammte aus Holstein, ein tapfrer Mann, hatte aber neben der deutschen Tugend des Trinkens die französische Tugend des Prahlens gelernt. Er vermaß sich, zu versichern, in wenigen Wochen wolle er in München sein. Es wird sich in Kurzem weisen, wie weit ers nach Verfluß einiger Wochen gebracht. Die Reise nach München konnte er bald in der anmuthigsten Gesellschaft antreten.

Durch die bedeutende Verstärkung ermuthigt, beschloß der Marschall Guébriant, wieder die Offensive zu ergreifen. Als erstes Ziel seines winterlichen Operationsplans setzte er die feste Stadt Rottweil, von welcher er im Sommer durch Werths Kanonenschüsse so jäh aufgeschreckt worden war. Am 7. November erschien er vor derselben,

Vor Rottweil, vor der festen Stadt
Die gute Küch' und Keller hat,

und fing eine ernstliche Belagerung an. Noch am gleichen Tag schickte er den General Rosen mit drei Regimentern gegen Balingen, um diese Stadt zu besetzen. Rosen zog aus, fand aber Balingen schon von den Kaiserlichen bezogen, und wendete sich deßhalb nach dem Dorfe Geislingen, wo er sich in Dorf und Schloß einlogirte, und vom lan-

gen Marsche in aller Behaglichkeit ausruhte. Gegen diesen Sorglosen führte sofort der Oberst Sporck, Werths treuer und kühner Schüler, mit 500 Reitern einen seines Meisters würdigen Ueberfall aus. Der Wackre war auf Kundschaft gegen Rottweil ausgeritten, erwischte aber unterwegs einen französischen Quartiermeister, der ihm Rosens sorgloses Quartier in Geislingen verrieth. Sporck hatte schnell seinen Plan fertig. Er stellte seinen Offizieren vor, ob sie das Gänglein mit ihm wagen wollten. Diese meinten indeß: Rosen sei zu stark und zu schlau. Seine Reiter aber nahmen den Anschlag mit Freuden auf und riefen stürmisch, Sporck solle drauf losgehen. Er that's und führte es glücklich aus. Die schlafbefangenen Regimenter im Dorf wurden um Mitternacht überfallen und vernichtet bis auf 300 Mann, welche sich zu Rosen ins Schloß gerettet. Sporck zog mit 800 Pferden, 300 Gefangenen und 14 Fahnen, und allen fünfzig Offizieren Rosens siegreich ins kaiserliche Lager heim.

Das war das erste Unglück, das die Franzosen in diesem Feldzuge traf, ein zweites folgte dem ersten auf dem Fuße. Die gute Stadt Rottweil wurde nach hartnäckiger Gegenwehr zwar erobert, aber dem Marschall Guébriant war dabei der rechte Arm von einer Kanonenkugel zerschmettert worden, eine Verstümmelung, die nach wenig Tagen tödtlich wurde. In der französischen Armee war nun

die Uneinigkeit und die Planlosigkeit wie zu Hause. Nach dem Willen des Grafen Ranzau, der mit dem Freiherrn von Rora sich in den Oberbefehl getheilt hatte, marschirte sie jetzt auf Tuttlingen an der Donau zu, wo das Hauptquartier aufgeschlagen wurde, während sich die übrigen Regimenter in die umliegenden Dorfschaften Mühlheim, Möhringen, Geisingen einlegten. Hier überließen sie sich, noch trunken von der siegreichen Einnahme Rottweils, der sorglosen Sicherheit der Winterruhe, und ließen sich's ums Leben nicht einfallen, daß die kaiserliche Armee in der kalten Spätzeit sie noch heimsuchen könnte. Der ruhmredige Ranzau prahlte im Kriegsrathe: „er denke, sich den Halskragen in bairischem Blute zu waschen.“ Doch soll ihm der unlängst gewitzigte Rosen zur Antwort gegeben haben: „Baierblut sei wohl höher zu achten als solchem Gebrauch.“

Das bairische Heer unter Mercy, durch den Herzog von Lothringen verstärkt, hatte sich, von Rottenburg herkommend, mit dem kaiserlichen unter Hatzfeld vereinigt, und von dem sorglosen Humor der Franzosen unterrichtet, beschloß man, geraden Weges über Sigmaringen her, „so Tags so Nachts marschirend,“ die Feinde mit gesammter Macht anzufallen. In der Früh des 24. Novembers rückte das Heer, nachdem man die Bagage der Armee Tags zuvor nach Riedlingen zurückbefördert hatte, in aller Stille durch den Wald zwischen

Mößkirch und Tuttlingen vor. Der alte Meister des Quartieraufschlagens, Jean de Werth, führte die Avantgarde, welche er sich aus 1000 erlesenen Reitern, aus den Dragonern unter Oberst Wolff, und 600 Musketieren unter dem bairischen Oberst Gold gebildet hatte. Es war ein kalter, düstrer Wintertag, und man hatte enge und ungebahnte Wege zu passiren, was den Marsch beträchtlich verzögerte. Als Werth eine halbe Meile vor Mühlheim angekommen war, wo Rosen ohne Ahnung von Gefahr mit der feindlichen Kavallerie lag, da machte er mit seiner Vorhut Halt, um die Hauptarmee näher kommen zu lassen.

Die Artillerie der Franzosen war neben einer Kapelle zwischen Tuttlingen und der Burg Honberg aufgefahren. Eine geringe Bedeckung von 60 Dragonern leistete hier den Wachdienst, dessen Langweiligkeit sie sich während des eben eingetretenen, den Horizont verschleiernden, Schneegestöbers in der Kapelle mit Würfelspiel verkürzten.

Hier geschah der erste Angriff.

Denn als Jean de Werth seine glückliche Stellung, die Gunst der Elemente und die arglose Haltung des Feindes mit raschem Feldherrnblicke übersah, wollte er keine Minute mehr verlieren und rannte an. Es war 2 Uhr Nachmittags. 30 Kroaten voraus, dann die Dragoner überfielen ungesehen die Wache und machten sie nieder ohne jeglichen Lärm und Zeitverlust. Erst als sie selbst

von dem eroberten Geschütz einige Kanonen umkehrten und mehrere Lärmschüsse gegen die Stadt abfeuerten, eilten die Franzosen herbei, um den ihnen wie vom Wetter hergeschneiten Feinden in die Hände zu rennen. Die Bestürzung war unbeschreiblich. Denn wo sie hinschauten, es wibbelte und wimmelte so voll von feindlichen Truppen, daß jenen zu Muthe ward wie einem, der auf einem Ameisenhaufen niedergesessen. In Tuttlingen gings drüber und drunter, die Truppen wurden alarmirt, man setzte sich zur Wehr. Aber ganz Tuttlingen war inzwischen von der Hauptarmee unter Hatzfeld umringt, das bairische Heer stand in Schlachtordnung. Feldmarschall Mercy ließ die Feste Honberg berennen und nahm sie ohne Verlust eines Mannes.

Die Feinde sahen Kanonen, Pulver und Kugeln verloren — alles Knall und Fall! was also anfangen in der eingeschlossenen Stadt? Sie konnten nichts thun, als geduldig auf Entsatz durch General Rosen warten. Dieser benützte auch den Einbruch der Nacht und rückte mit seinen Truppen von Mühlheim in Schlachtordnung gegen die Stadt heran. Aber die Kaiserlichen unter Hatzfeld traten ihm entgegen, warfen seinen Vortrab über den Haufen, und General Rosen machte Kehrt und jagte spornstreichs davon. Kaspar Mercy, der Bruder des bairischen Feldmarschalls, übernahm die Verfolgung desselben, ereilte noch

drei Bataillone und hieb sie in die Pfanne. Auch die ganze Bagage hatten sie im Stich lassen müssen. Rosen hielt mit seinen noch übrigen Reitern ein Wettrennen — wohin? hurra in die Weite!

Werths Adlerauge übersah mit schnellem Blicke, daß unter sothanen Umständen Tuttlingen ein verlornes Nest sei, und die darin eingeschlossenen Franzosen so gut wie in der Falle, da ließ er die gewonnene Partie den andern, und machte sich noch ein Separatvergnügen. In und bei dem Dorfe Möhringen lagen noch 10 Regimenter Reiterei und Fußvolk: die sollten auch ihr Theil bekommen und versorgt werden. Mit 2000 Reitern eilte er gegen diese an; sie wollten sich eben formiren. Die Kavallerieregimenter wurden nach kurzem Widerstand geworfen. Sie waren handscheu geworden und nahmen Reißaus. Das neue und schöne Infanterieregiment Mazarin wurde bis auf wenige Offiziere niedergehauen. 7 andere Infanterieregimenter hätten Zeit gehabt, zu entweichen; während sie aber vergeblich auf die Ordre ihres Generals harrten, der bereits in Tuttlingen hinter Schloß und Riegel lag, wurden sie in Möhringen eingeschlossen und mußten sich, die Nacht über scharf bewacht, andern Morgens allesammt ergeben.

Der schon mehr genannte treffliche Schüler Werths, der Oberst Spork, war mit 1000 Pferden ausgeschickt worden, der flüchtigen handscheu

gewordenen Reiterei nachzuhauen und zu fangen, was zu fangen wäre. Der hat seine Arbeit brav gemacht. Bei Fürstenberg ereilte er den Rest der Reiterei, fünf französische und fünf weimarische Regimenter, schlug, tödtete, fing, was hängen blieb, verfolgte, was Fersengeld zahlte, und jagte bis tief in die Nacht hinein. Von dieser nächtlichen Jagd brachte der rüstige Oberst eine hohe Zahl Gefangener mit acht Standarten vor Tuttlingen zurück. — Die Noth lehrt beten. Am Morgen des 25. Novembers ergaben sich nun auch die in Tuttlingen Eingeschlossenen auf Gnade und Ungnade.

Gegen 30 Regimenter waren vernichtet. 6500 Mann streckten das Gewehr, 3400 deckten den Wahlplatz, 2000 Gefangene waren auf der Flucht eingeholt worden.

Das war der Tuttlinger Tanz, zu dem eine Melodie aus dem Stegreif aufgespielt wurde, ein deutscher Walzer mit einem Phantasiestücklein von Kapellmeister Werth, von dem fortgerissen, die Franzosen über den Rhein hüpften.

Außer dem flüchtigen Rosen und dem kranken Taupadel waren alle feindlichen Generale gefangen, da erschien vornean der großmäulige Generallieutenant Ranzau, der in wenigen Wochen in München sein wollte (fehlte sich gar nicht), dann 4 Feldmarschälle, 1 Generalmajor, 12 Stabsoffiziere und 168 Hauptleute und Lieutenants. Das gesammte

Geschütz, 50 eroberte Fahnen, eine ungeheure Beute an Gold und Silbergeschirr und andern Kostbarkeiten, welche die Franzosen in Tuttlingen aufgehäuft hatten, waren der überaus glänzende Preis der Sieger, deren ganzer Verlust bei dem Streich sich auf etliche Mann erstreckte. Das war das großartigste Quartier, das jemals aufgeschlagen worden, und erregte in ganz Europa Staunen und Gelächter, es regnete Witze, Gassenhauer und Spottgesänge auf die prahlerischen Franzosen, deren leichtfertig verschuldetes Unglück bei Freund und Feind nur Schadenfreude erregte.

Zwei Männern vor allen gebührt die Ehre des glorreichen Tages: das ist einmal der Generalquartiermeister von Holz, der durch seine Terrainkenntniß die Ausführung des köstlichen Plans ermöglicht, und General Jean de Werth, der durch seine schnellkühne Entschlossenheit den Feind rechtzeitig überrumpelt und mit dem ersten glücklichen Angriff das Verderben der Franzosen zum Voraus entschieden hat. Der Tuttlinger Tanz gehört mit zu den herrlichsten Streichen des tapfern Reiters. — Alle aber haben Theil an dem Ruhme der Tapferkeit, wie denn auch das ganze Kaiserheer nur das eine Bedauern hatte, daß die Franzosen nicht durch längeren Widerstand Gelegenheit geboten, ihnen seine nachbarliche Gesinnung mit dem ganzen Nachdruck deutscher Herzenslust auf das Leder zu brennen. Je derber an diesem Tage

die Deutschen mit den französischen Kriegern gesprochen, um so höflicher erwiesen sie sich gegen die französischen Offiziersdamen, welche sich in Tuttlingen bei ihren Männern in stattlicher Anzahl und Pracht eingefunden hatten. Man ließ sie nicht nur nach Gebühr unangefochten, sondern geleitete sie mit angemessener Schutzwache „per cortesia“ in ihren Karossen nach Schaffhausen.

In Rottweil war an dem Tage der Schlacht bei Tuttlingen der Marschall Guébriant unter trüben Ahnungen gestorben. Zwei Tage darnach rückte das Reichsheer auch vor Rottweil, um die gute Stadt, den Sitz des kaiserlichen Hofgerichts, wieder auszulösen, oder nach Umständen die Franzosen zur Abtretung derselben mit Hilfe von Advokaten schweren Kalibers, der spruchfertigen Kanonen, zu zwingen. Am nächsten Morgen schon ergab sich die französische Besatzung, von der die Offiziere freien Abzug erhielten, die Soldaten aber, 2200 Mann, kriegsgefangen gemacht und unter die bairischen Regimenter gesteckt wurden. So waren von dem ganzen stolzen Franzosenheer nur noch 2 Regimenter Fußvolk und 17 Fähnlein Reiter übrig, welche sich mit dem flinken Rosen über den Rhein hinübergeflüchtet hatten.

Das war der Tuttlinger Tanz und sein Ende! Im ganzen deutschen Lande ging damals der Volkswitz im Schwang: „die Franzosen hätten in Rottweil den Proceß verloren und nach Lauffenburg

appellirt." Ja wohl, gelaufen sind sie wie die Spitzbuben! Ein deutscher Dichter aber, Namens Franz Löher, hat folgendes schöne Liedlein gesungen von den schnellen Füßen der Franzosen:

Wer läuft viel besser als Hirsch und Reh?
Das thun die Herren Franzosen.
Es beißen sie gar arg die Flöh,
Sie laufen ohn' Rock und Hosen,
Verlieren die Kappen, verlieren die Schuh
Und Rock und Degen auch dazu.

Ihr lieben Herren, ach lauft nicht so,
Wir thun euch gerne logiren,
Wir haben noch viel Heu und Stroh
Und wollen euch gut traktiren.
Wir holen euch Abends, wir holen euch früh:
Ihr findet schon trefflich Compagnie.

Feldmarschall Mercy und Hanns von Werth legten ihre braven Regimenter in die Donaustädte und hielten in Riedlingen und Ehingen den ganzen harten Winter über warme ruhige Quartiere.

VIII.

An allen Enden.

Ein abenteuerlicher Span und Raufhandel. Freiburger Metzelei. Jankauer Unglück. Herbsthauser Rosen. Allersheimer Zünglein auf der Wage. Wetterwolken.

Anderthalb Jahre waren verflossen seit Werths Rückkehr aus der französischen Gefangenschaft, und ganz anders standen die kaiserlichen Waffen. Werth vorzüglich, obwohl nicht Oberhaupt der Armee, war es gewesen, der durch unablässige Ueberfälle einen glänzenden Vertheidigungskrieg geführt, dessen glückliche Erfolge endlich den Kampf bis zur Offensive erweiterten. Neun Jahre waren vergangen seit dem Siege bei Nördlingen und fünf Jahre seit der Niederlage bei Rheinfelden, und jetzt nach dem Tuttlinger Tanze hatte die Sache des Kaisers so gut wieder die Oberhand, wie damals am Nördlinger Tag und trotz dem Rheinfelder Puff. Die Freude über den Sieg zeigte sich auch in allen Hauptstädten der katholischen Fürsten gleich groß: in Wien wie in München, in Köln wie in Brüssel wurden in den Kirchen solenne Dankfeste gehalten. Der Kurfürst Maximilian sandte in seinem frommen Sinne eine silberne Ampel nach Rom der hl. Jungfrau di Vittoria als Weihegeschenk.

Werth glaubte nun nach diesen Thaten endlich den Oberbefehl des bairischen Heeres verdient zu haben, aber es scheint, daß man sein unleugbares Feldherrntalent nicht zu schätzen wußte, man fand ihn mit Belobungen und mit der Aufmunterung „zur Continuation" ab, und sein untergebenes Verhältniß zum Feldmarschall Mercy blieb dasselbe. Obgleich der wackere Degen sich stets gleich blieb, so konnte er, wie es den Anschein hat, seinen Unmuth darüber doch nicht ganz verwinden. Auf einer Reise, die er im folgenden Jahre 1644 nach Köln machte, erkrankte er plötzlich, mußte zwölf Tage lang unterwegs liegen bleiben, und er glaubte sogar, vergiftet zu sein. Die Medici hätten übrigens, schreibt er in trüber Stimmung, das Gift abgetrieben nach angewendeten kostbaren Medicamenten, und hoffe er bald völlig wieder hergestellt zu sein. Die Hoffnung erfüllte sich, und kaum hergestellt, hatte er in Köln wider seinen Willen bei einem Gelage einen seltsamen Span und persönliches Abenteuer zu bestehen.

Daselbsten gab der Feldmarschalk Freiherr von Geleen ein Banket, wozu er sämmtliche in Köln weilenden hohen Offiziere einlud, darunter Oberst Merode, Oberst Philipp und unsern Ritter Werth.

„Als man nun ein Stündlein oder etlich dabei lustig gewesen, und die Köpfe allerseits durch die öfters wiederholten Gesundheitstrünke erwarmet worden, ist es nach gehaltener Tafel zun

Discursen kommen, daß besagter Graf und Obrister von Merode mit Herrn Obristen Philippo, welcher die Hatzfeldischen Truppen kommendirt, einen Zwyspalt anfieng, und ist die Sache so weit kommen, daß sie beide mit der Fochtel auf einander gangen, davon Philippo in den Hals, Merode aber in die Hand verwundet worden. Nachdem nun dieser Letzte durch die andern anwesenden Cavalieri weggenommen und für das Thor gebracht, ist er daselbst mit bloßem Degen stillstehend verblieben, bis indessen der General de Werth seinen Abschied genommen, und sich nach Hause begeben wollen. Wie nun diesem das Thor geöffnet worden, kompt ihm der von Merode entgegen, sagende: es wäre einer so gut als der andere; darüber diese ebenmäßig in Duell gerathen. Nachdem sie nun etlichemal auf einander losgangen, siehe, da hat der General de Werth seinem Gegentheil, dem Grafen von Merode, eine solche Wunde geschlagen, an welcher er alsbald todt geblieben. Obwohl er wegen dieser That zu Köln in Haft gewesen, ist er doch durch die abgehörten Zeugen für unschuldig erkannt und losgezählt worden, darauf er gleich von dannen zum kaiserlichen Heer nach Mainz reisete."

So erzählt der Chronist den kuriosen Strauß und Span des eben vom Krankenlager erstandenen Ritters.

Bald gab es am Oberrhein um die Haupt-

stadt des Breisgau's, Freiburg, heiße Tage. Die Franzosen hatten ein neues Heer und einen neuen Feldherrn, den tüchtigen Türenne, abgesendet, um die stark beschädigte gloire wieder zu Ehren zu bringen. Ihm nach sollte bald ein zweites Heer unter dem Prinzen von Enghien, nachmals unter dem Namen Condé berühmt, zur Verstärkung folgen. Den Franzosen stellte sich der bairische Feldmarschall Mercy gegenüber, mit dem sich eben Jean de Werth vereinigt hatte. Es galt zunächst Freiburg, das in den Händen der Franzosen lag. Beide Heere standen auf zwei Hügeln einander gegenüber, und suchten sich zuerst in ermüdenden Ueberfällen und Reitergefechten zu messen. Unterdessen aber betrieb Mercy die Belagerung der Festung aufs äußerste, beschoß Thürme und Mauern, that eilf Stürme, und am 29. Juli 1644 ergab sich Freiburg an die Kaiserlichen. Zwei Tage nach der Uebergabe traf die französische Verstärkung ein; der Herzog von Enghien führte 10,000 Mann heran zum Entsatz der Stadt. Furchtbar war sein Grimm über das ärgerliche „Zuspät!" Auf die blutigste Weise beschloß er sich Genugthuung zu nehmen, und der Tolle führte es aus. Mit Türenne vereinigt, unternahm Condé an der Spitze von 22,000 Franzosen und Weimaranern einen Sturm gegen das Lager der Baiern. Condé war vom Pferd gestiegen und führte racheglühend seine Schaaren selber an. Es ward mit beispiel-

loser Wuth gestritten. Kein Pardon ward gegeben noch genommen. Während des einfallenden Regens focht man mit blanker Waffe, und die grausamen Franzosen sollen den Baiern, die in ihre Hände fielen, mit Brodmessern die Gurgel abgeschnitten haben. Zwei alte Regimenter lagen französischerseits bis zum letzten Mann auf dem Wahlplatz todtgestreckt; von einem dritten standen noch 15 Mann. Auf bairischer Seite waren die Regimenter Holz und Fugger vernichtet. Der Sturm wurde mit großer Todesverachtung abgeschlagen.

In geschlossener Ordnung, ohne eine Kanone zu verlieren, stellten sich die Baiern während der Nacht auf der die Stadt beherrschenden Burghalde auf, und verschanzten sich. Nach einem Rasttage stürmte der noch nicht gesättigte Condé abermals, acht Stunden lang. Er soll seinen Marschallstab in die erste Schanze geworfen und seinen Truppen zugerufen haben, ihn um jeden Preis herauszuholen. Dem Prinzen selbst wurden drei Rosse unter dem Leib erschossen, und zwei Musketenkugeln schlugen in seinen Silberharnisch. Der Starrsinnige opferte seine Leute schonungslos. Endlich war die Schanzenlinie durchbrochen, Condé dachte sich am Ziele — da ließ Werth seine Kürassiere und Dragoner absitzen, und warf an ihrer Spitze die Franzosen mit gewaltiger Wucht vom Hügel herunter. 6000 Franzosen lagen mit den edelsten

Offizieren auf dem blutigen Kampfplatz: nun hatte der Tollkopf genug. Auch der Verlust der Baiern war groß: der Heldenhaufe war auf ein Dritttheil geschmolzen. — Mercy zog, nachdem er hinlängliche Besatzung in die Stadt Freiburg gelegt, gegen die mittlere Donau hinab, und Jean de Werth deckte mit glänzender Tapferkeit den Rückzug. Das war ein Sommer gewesen, in dem Blut geschwitzt wurde. —

Im September stand Werth unter Mercy wieder am Rhein. Seine Stellung war aber von der Art, daß er wenig unternehmen konnte. Diese seine unfreiwillige Unthätigkeit benützten seine Widersacher bei Hofe alsbald, um den ungeschmeidigen Ritter in Ungnade zu bringen. Die Blasebälge erwirkten wenigstens soviel, daß an den General eine Zuschrift aus München abgefertigt wurde, in welcher es hieß: „es habe den Anschein, als sei er derjenige alte Werth nicht mehr, der er hiervor gewesen.“ Hui, das schlug ein bei dem heißblütigen Reitersmann, und zündete, daß es hell loderte. Die Rechtfertigung darauf, die er umgehend gab, war auch darnach und bleibt charakteristisch für den Mann von Stich und Schlag: „Mercy habe ihm das Fußvolk (zu einer beabsichtigten Cavalkade) abgeschlagen, weßhalb er eine schöne Gelegenheit versäumen müssen. Wenn er nur einen Tropfen Blut oder ein Fünkl Discou-

rage im Leibe hätte, wollte er es mit Zangen herausreißen lassen, oder wann sonst einer wäre (außer Sr. Kurfürstl. Durchlaucht), der es sagte, wolle er lieber sich mit Zangen mit ihm reißen. Seine bisherigen Actiones, wie auch alle Soldaten vom höchsten bis untersten, müßten ihm deß Zeugniß geben. Man wolle die Opinion von ihm haben: wenn er beide Feinde, als den Torstenson Vormittags, die Franzosen aber Nachmittags, ruiniren könnte, er sein Leib und Leben, Gut und Blut daran strecken wolle." — Das war von der Leber weg gesprochen, und es wirkte hinwiederum auch. Es verstummten seine „Widerwärtigen" (wie Werth sie nannte), und es erfolgte darauf ein begütigender Bescheid.

Daß es nur der rechten Gelegenheit und des rechten Augenblicks bedurfte, um zu zeigen, daß er noch derjenige alte Werth sei, der er hiervor gewesen, das erwies sich gleich im nächsten Monat. Am 7. Oktober überfiel er Mannheim so unvermuthet, daß General Rosen mit knapper Noth sich auf einem kleinen Nachen über den Rhein rettete, währenddem seine Soldaten zusammengesäbelt wurden. Im November trieb er die Hessen, 3000 an der Zahl, zur schleunigen Flucht aus Höchst, und vereitelte schließlich mit seinen kühnen Fahrten Türennes Versuche zu einem Rheinübergang. — Die Zeit der Winterquartiere war herangekommen, aber diesmal war dem Immerwachen keine Ruhe

beschieden. Sein Stern führte ihn plötzlich an das entgegengesetzte Ende.

Der schwedische Feldmarschall Torstenson war im Januar 1645 in Böhmen eingefallen und hatte durch seine abenteuerliche Schnelligkeit Europa in Erstaunen, und durch sein seltenes Glück den Kaiser in Schrecken gesetzt. „Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geschmiedet," sagt Schiller, „besiegte er alle seine Gegner durch Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug." Gegen diesen verwegenen Günstling des Glücks raffte der erschrockene Kaiser schnell ein Heer unter den Generalen Hatzfeld und Götz zusammen, und um sein Heer zu verstärken, ward auch Werth auf den besondern Wunsch des Kaisers dahin berufen. Er erschien mit 3000 von ihm selbst ausgerüsteten und bezahlten Freireitern kurz vor der Schlacht bei Jankau. Die Feldherrn hatten das Unglück, sich in ihren Ansichten nicht einigen zu können, und das bereitete das Unglück des Heeres vor. Am 6. März kam es zur Schlacht. Kein Quartier! war die Losung. Götz wagte sich den Warnungen Hatzfelds zum Trotz in ein sehr nachtheiliges Terrain und entschied gleich zum voraus das Mißgeschick des Tages. Er wurde, obgleich mit Ungestüm vordringend, von dem schnell überschauenden Torstenson in die Teiche und Sümpfe geworfen, verlor seine Kanonen, und büßte, von einer

Falkonetkugel getroffen, seinen Eigensinn mit dem Leben. Von diesem Tage schreibt sich das in Böhmen landläufige Sprichwort her: „So viel ausrichten, als Götz bei Jankau.“ — Tapfer kämpften die Baiern unter Werth. Er umging den rechten Flügel der Schweden und rollte ihn gegen die Mitte zu auf. Die Sache der Kaiserlichen stand wieder im Vortheil. Da geschah, was so oft in den Kriegen jener Zeiten vorkam, und fast ebenso oft einen unglücklichen Entscheid herbeiführte: ein Theil der Werthischen Reiter fiel über die reiche Bagage der schwedischen Generale her, nahm auch Torstensons Gemahlin gefangen, zerstreute sich aber in hitziger Plünderungssucht, während das schwedische Fußvolk sich sammelte, umkehrte, die Reiter zersprengte, und eine allgemeine Niederlage über die Kaiserlichen herbeiführte. Der Sieg der Schweden war vollkommen: 7000 Mann deckten mit dem Feldmarschall Götz das Schlachtfeld, der Oberfeldherr Hatzfeld war mit einer Menge von Offizieren gegen das Ende des Kampfes gefangen worden, und alles Geschütz verloren. Werth war zweimal von den Schweden umzingelt gewesen, hatte sich aber mit seinen tapfern Freireitern, worunter sich auch der streitbare Herzog Ulrich von Württemberg befand, durchgeschlagen auf Tabor, wo er die Flüchtigen um sich sammelte. Auch im Unglück blieb er der alte Werth mit der ungewöhnlichen Geistesgegenwart. Er wollte die verlorne

Schlacht durch einen schnellen wagehalsigen Streich wieder ausgleichen, und machte seinem Häuflein den Vorschlag: „den wegen seines guten Glückes unachtsamen Schweden zu überfallen.“ Leicht möglich, daß ihm das ebenso geglückt wäre, wie bei Rheinfelden dem Herzog Bernhard; der kühne Einfall begeisterte auch Viele, aber die verzagte Mehrheit war zu nichts mehr zu bewegen. So führte Werth seine Reiter, nach dem Willen des Kurfürsten, der seiner nicht länger entbehren konnte, rasch wieder nach Baiern zurück, und traf sofort bei Schwäbisch-Hall mit Mercy zusammen.

Während dieser östlichen Abschwenkung war Türenne bei Speier wieder auf das rechte Rheinufer gegangen, zog durch Schwaben nach Franken und lagerte seine Truppen mit stolzer Sicherheit zwischen Rothenburg und Mergentheim, wo er das Hauptquartier nahm. Feldmarschall Mercy folgte ihm mit Werth dahin und suchte ihn zu überfallen. Doch der Franzose spürte das anziehende Gewitter noch rechtzeitig in seinen Gliedern, traf seine Vorkehrungen, und kampfgerüstet schlugen beide Heere bei dem Dorfe Herbsthausen aufeinander. Mit dem Feldgeschrei Sancta Maria stürmte der Feldzeugmeister Rauschenberg mit dem Fußvolk des linken Flügels, unter dem Commado von Werth, auf den französischen rechten Flügel unter General Rosen, der durch ein Wäldchen gedeckt war. Aber weder Wäldchen noch Wald half, die Franzosen

wurden wüthend geworfen, verfolgt, geschlagen. Währenddessen war der rechte bairische Flügel unter Mercy im Nachtheil und wurde von Türenne zurückgedrängt. Aber jetzt jagte Werth mit seinen Reitern heran, warf sich mit dem Ungestüm des Siegers auch auf Türenne und schlug ihn total aus dem Felde. Das alles geschah im Verlauf einer Stunde. Dritthalbtausend Franzosen lagen todt auf der Wahlstatt, 2600 Offiziere und Gemeine waren gefangen, die gesammte Artillerie, und 59 Standarten und Fahnen waren die stattliche Beute der Sieger. Unter den Gefangenen befanden sich 4 Generale, darunter ein alter Bekannter des erfreuten Werth, Rosen, der älteste Weimaraner, der tapfere Reitersmann, mit dem es Werth schon so unzählige Male zu thun gehabt hatte.

Dieser glänzende Sieg wurde am 5. Mai 1645 erfochten. — Schnellfüßig, wie alle Franzosen, floh Türenne, Silberzeug und Gepäck zurücklassend, mit zwei übrigen Regimentern über Würzburg und Hammelburg weiter, immer verfolgt, nach Fulda bis tief hinein ins Hessenland. Laufen können die Franzosen, das muß man ihnen lassen.

Wer viel lauft, thut recht daran,
Wer viel lauft, wird nicht gefangen,
Mancher, der wohl laufen kann,
Ist dem Galgen noch entgangen.

Dieses Reimlein wurde dazumal gesungen, das diesen Schnellläufern so recht wie auf den Leib gemessen scheint. —

In diesem Jahr gings Schlag auf Schlag.

In Frankreich war man schrecklich erbittert über diese unverhoffte Niederlage, und schickte, Mitte Juni, dem bedrängten Türenne ein neues Heer unter dem Menschenschlächter Condé ab, der alsbald verheerend nach Baiern einzufallen gedachte. Gegen diesen entfaltete sofort Mercy sein Feldherrntalent durch außerordentlich kluge Märsche, welche dem ungeduldigen Condé sehr beschwerlich fielen. Er hatte das ungewöhnliche Geschick, die Absichten des Franzosen mit glücklichem Scharfsinn immer zum voraus zu errathen, und fand dadurch Gelegenheit, demselben zu wiederholtenmalen den Vorsprung abzugewinnen und des Ungestümen Pläne zu vereiteln. So gelang es Mercy mit seiner unverwüstlichen Ruhe und erfinderischen Schlauheit, monatelang jeder entscheidenden Schlacht auszuweichen, ohne viel Boden zu verlieren, und nebenbei den hitzigen schlachtendurstigen Condé zur Verzweiflung zu bringen. Es waren strategische Meisterzüge. Bei Ellwangen standen die beiden Heere nur etliche tausend Schritte auseinander, aber der kluge Mercy hatte auf den Waldhügeln eine so feste Stellung gewählt, daß es den Franzosen zu einem Angriff ganz und gar nicht gelüstete. Zwischen Nördlingen und Donauwörth fügte es die

Laune des neckischen Kriegsgotts, daß beide feindlichen Heere nahe durch denselben Tannenwald marschirten, ohne von einander zu wissen. Doch hier an der Grenze Baierns mußte Mercy zu ernstern Maßregeln schreiten. Er nahm im Ries eine starke Stellung und erwartete in Schlachtordnung den Feind.

Bei dem Dorfe Allersheim, unweit Nördlingen, geschah der Angriff um 4 Uhr Nachmittags des 3. August. Der erbitterte Condé war gesonnen, heute wieder seinem Ehrgeiz schonungslos das edelste Blut ganzer Regimenter zu opfern. Werth commandirte den linken Flügel, Geleen den rechten, in der Mitte mit dem Kern des Heeres Mercy. Anfangs scheiterten alle Anstrengungen der französischen Truppen. Zwei Stunden lang ließ Condé das Dorf stürmen, ganze Regimenter wurden ihm niedergemetzelt, die Führer fielen. Er ließ endlich das Dorf in Brand stecken; die Baiern vertheidigten sich von zwei steinernen Höfen, vom Kirchhof und vom Kirchthurm aus. Kurz, alles Stürmen der Franzosen und alles Metzeln war vergeblich. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Ein seltsames Mißgeschick fügte es, daß der Oberfeldherr Mercy durch eine Kugel, vom Kirchthurm herabgeschossen, tödtlich getroffen wurde und augenblicklich zu Boden sank. Dadurch war die leitende Einheit verloren. Grimmig stürzte jetzt Werth von seinen Hügeln herab auf den rechten

französischen Flügel unter Grammont, zersprengte in einem Anlauf die Reiterei, zersprengte das Hintertreffen unter Chabot, zersprengte das herbeieilende Corps unter Türenne. In allen Treffen und Reserven dieses Flügels blieb Werth Sieger und verfolgte im heißen Schlachtenfieber mit seinen Reitern die Feinde zwei Stunden weit.

Auch der rechte Flügel der Baiern leistete heldenmüthigen Widerstand und schlug die mehrmals erneuerten Angriffe der Feinde auf so unerschrockene Weise zurück, daß die Franzosen, obgleich der baiische Feldherr Geleen wegen seines kurzen Gesichtes in ihre Hände gefallen war, zu keinem Anlauf weiter zu bewegen waren. So sah sich Condé, der barbarische Menschenschlächter, auf dem linken und rechten Flügel geschlagen. Da sollten Deutsche in Feindesreihen den bereits errungenen Sieg der Deutschen streitig machen. Hessen waren es, die unter General Geis bei den Fahnen der Franzosen stritten. Diese führte der verzweifelte Condé zuletzt gegen den rechten Flügel der ermüdeten Baiern; und nach wüthender Gegenwehr, in welcher ein hessisches Regiment fast bis auf einen Mann niedergestreckt ward, wurden die Baiern zum Weichen gebracht. — Mit schmerzlichem Staunen sah Werth, von der siegreichen Verfolgung zurückkommend, nach Sonnenuntergang die Flucht des rechten Flügels. Knirschend vor Zorn und Schmerz, kaum seiner Sinne mächtig, führte er

die Seinigen wenige Schritte hinter Allersheim, wo sie, unfern den Franzosen, die Nacht über schlagfertig unter den Waffen zubrachten. Der Verlust der Franzosen, die die Ueberwindung des rechten bairischen Flügels, wie so oft in diesem Kriege, nur der Tapferkeit deutscher Schaaren verdankten, war nach Türennes eigenem Geständniß viel größer, als der der Baiern (die französische Infanterie zählte noch 1200—1500 Mann), und dieses mörderische Hinopfern des edelsten Bluts verbreitete auch in Frankreich mehr Trauer, als Beifall.

Werth auf seiner Seite hatte 70 Fahnen und 19 Kanonen erobert, und unter den 1800 Gefangenen befand sich der Marschall Grammont mit 52 Offizieren. Marschall von Grammont war von vier bairischen Reitern im Kampf umzingelt worden, welche ihn auf der Stelle niederhauen wollten, da keiner dem andern die Ehre eines so hohen Gefangenen gönnte. Er wurde dem sichern Tod durch den bairischen Rittmeister Sponheim entrissen, welcher ihn dem Oberfeldherrn Mercy gefangen zuzuführen sich eilte. Aber Mercy war bei seiner Ankunft bereits gefallen, und ein fünfzehnjähriger Edelknabe, sein Liebling, lag jammernd neben der Leiche. Als dieser des französischen Marschalls ansichtig wurde, ergriff ihn so wüthender Schmerz, daß er, nur an die Rache seines geliebten Herrn denkend, auf ihn zustürzte,

dessen eigenes Pistol aus dem Sattel riß und es ihm vor dem Kopf losdrückte. Es versagte glücklicherweise, und die aufgebrachten Dragoner wollten nun hinwiederum den Knaben niederhauen. Doch war der Franzose edelmüthig genug, das Leben des treuen Edelknaben zu schützen. Auf der Stätte, wo der besonnene, scharfsichtige Feldherr Mercy, Baierns Cunctator, gefallen, wurde ein Denkzeichen gesetzt mit der Inschrift: Sta viator, heroem calcas! (Wanderer, halte still, ein Held ists, über den du wandelst.)

Werth übernahm jetzt den Oberbefehl des Heeres und führte seine Truppen, da es an Kriegsbedarf fehlte, in bester Ordnung mit seiner Beute auf den Schellenberg bei Donauwörth zurück. In Donauwörth gerieth das Volk über den entstellten Leichnam des wackern Mercy in so unbegrenzte Wuth, daß es sich an Grammont vergriff und den Franzosen in Stücke zerreißen wollte. Mit großer Mühe ward er von den schützenden Dragonern gerettet und darauf von Werth nach Ingolstadt gebracht, einer starken Feste, welche Anno 1632 von Gustav Adolph vergebens belagert worden war, und wo der Marschall auch noch den Schimmel ausgebalgt sehen konnte, der dem schwedischen König während jener Belagerung unter dem Leib weggeschossen worden war. Die Mauern dieser Feste wurden dazumal von einer eigenthümlichen Extraschildwache gehütet. Denn nach der Sage

hielt der Gottseibeiuns alle Mitternacht auf der sogenannten Teufelsbastei Wache, wobei er einen gut geladenen Zwölfpfünder statt des Gewehres auf der Schulter trug. Da war denn der Marschall schon wohl versorgt und aufgehoben. Im Uebrigen fand er in Ingolstadt einen ausgezeichneten Empfang, und an General Rosen und Schmidtberg erwünschte lustige Gesellschaft. —

Obgleich jetzt kein Mann verdienter und des Oberbefehls würdiger war, als Johann von Werth, so wurde er aus besondern Gründen, in Folge der Umtriebe seiner Widersacher, in dieser Würde doch nicht bestätigt. Es naht nun für Werth bald eine Zeit der Kränkungen, und der unheilvollsten Verwicklungen, welche unsre ganze Theilnahme in Anspruch nehmen. Man ging in Baiern mit dem geheimen Plane um, in Separatunterhandlungen mit Frankreich zu treten und die Waffen gegen dasselbe niederzulegen. Nun wußten Werths Gegner am kurfürstlichen Hofe seine bewährte und offenkundige Anhänglichkeit an den deutschen Kaiser zu seinem Nachtheil dahin auszubeuten, daß sie es als gefährlich darstellten, in einem so kritischen Augenblicke den höchsten Befehl über das gesammte bairische Heer in seine Hände zu legen. Auch seine Befähigung zum Commando einer Armee setzten sie in Zweifel und sagten: „in Jean de Werths Händen sei der Stab des obersten Befehls ein zweischneidiges Schwert, das ebenso gut

Baierns Lebensfaden abschneiden, als den Sieg an seine Fahnen fesseln könne." Deßhalb beeilte man sich, die Auswechslung des gefangenen Geleen mit Grammont zu bewirken. Aus diesem Grunde wurde Grammont mit ungewöhnlicher Auszeichnung behandelt, die feinsten Leckerbissen wurden aus München geschickt, von der Kurfürstin Anna erhielt er sogar eine von eigener Hand gewirkte weiße, goldbordirte Schärpe. In kürzester Frist erschien auch der Kriegsrath Küttner von Kunitz, ein persönlicher Feind Werths, und kündigte dem Franzosen in den zuvorkommendsten Formen seine baldige Erlösung an. Wirklich erfolgte diese auffallend schnell, und Werth mußte die Kränkung erfahren, daß Geleen, in einer Schlacht gefangen, in welcher Werth Sieger gewesen, gegen einen Marschall ausgetauscht, der von Werths Dragonern gefangen genommen worden, Geleen, ein vorsichtiger Kleinmeister, ihm, dem Vielverdienten, vorgezogen und mit dem Oberbefehl betraut wurde. Werth blieb General der Reiterei.

Dessenungeachtet vermochte auch diese neue Zurücksetzung seiner Person seinen Eifer für die höhere Sache des Ganzen nicht zu kühlen. Er war unter den Vordersten, welche die Franzosen noch vor dem Winter über den Rhein zurücktreiben halfen. Ja, hätte man seinem Rathe einer nachdrücklicheren Verfolgung Gehör gegeben, und hätte man die engen Pässe am Neckar, durch welche

Türenne sich mit Hinterlassung des Gepäckes und des Geschützes schleichen mußte, seiner Mahnung gemäß rechtzeitig besetzt, Türenne mit seinem ganzen Reste wäre verloren gewesen. So kam der Franzose mit einem blauen Auge davon.

Zu Eßlingen, im schönen Schwabenlande, das so oft zum Sitz der Quartiere ersehen wurde, winterte General de Werth. Im Schwabenland ist gut wohnen.

IX.

Werth im Conflict der Pflichten.

Bairischer Waffenstillstand. Werths Aechtung, Flucht und Ehrenkränkung.

„So schmal ist die Grenze, die zwei Lebenswege scheidet.“

Die folgenden Feldzüge sind weniger durch hervorragende Unternehmungen oder entscheidende Aktionen bezeichnet, als durch unausgesetzte Märsche, meist zwecklose Hin- und Herzüge, welche die Länder bald in Feindes-, bald in Freundeshand spielten, die gänzliche Aussaugung beförderten, viel Wechsel und wenig Resultat erzielten. Die

politische Atmosphäre gestaltete sich noch trüber durch die bisweilen zwar unterbrochenen, aber immer wieder aufgenommenen geheimen Unterhandlungen zwischen dem französischen und bairischen Hofe, welche naturgemäß das alte Band, das den Kaiser und den Kurfürsten aneinandergekettet, in fortschreitender Weise lockern mußten, und der ganzen Kriegführung ein zweideutiges Gepräge aufdrückten.

Die Feinde, die zu bekämpfen waren, hatten französischerseits den schon bekannten Turenne, schwedischerseits Wrangel zu Führern. Gustav Wrangel, der nach dem Tode des schwedischen Königs unter Bernhard von Weimar und Banner gedient, auch den Admiralshut getragen hatte, war der Nachfolger Torstenson's, welcher nach abenteuerlich großen Thaten in sein Vaterland Schweden heimgekehrt war, wo er mit großen Ehren empfangen und in den Grafenstand erhoben worden war.

Feldmarschall Wrangel wurde durch die überlegene, unter dem Commando des Erzherzogs Leopold vereinigte Macht der Kaiserlichen und Baiern im Anfang des Jahres 1646 nach Westphalen zurückgedrängt, vereinigte sich aber hier mit Königsmark und im Sommer auch mit Turenne. An der Spitze dieser bedeutenden Macht faßte er den Plan, dessen Ausführung schon Gustav Adolph und Herzog Bernhard vergeblich angestrebt hatten,

durch Baiern hindurch sich einen Weg in das Herz der östreichischen Länder zu brechen und den Kaiser vor den Thoren seiner Hauptstadt zu einem schimpflichen Frieden zu zwingen. Der Beginn dieses Unternehmens zeigte sich auch in der That günstig; er überschwemmte den größten Theil Baierns, nöthigte den alten Kurfürsten zur Flucht aus München und schritt nach der Eroberung Rains zur Belagerung Augsburgs. Hier aber scheiterte der Plan des wanderlustigen Schweden. Eine heldenmüthige Besatzung, von den bewaffneten Studenten und dem katholischen Theile der Bevölkerung auf's lebhafteste unterstützt, leistete den Belagerern standhaften Widerstand. Der Schwede verlor seine theure Zeit mit weitläufigen Belagerungskünsten, und als er endlich seinem Ziele nahe zu sein glaubte, erschien der beharrliche Vordermann der Ueberfälle, Johann von Werth, mit 4000 Reitern, als Vorläufer des gesammten Heeres vor der Stadt. Angesichts dessen fand es Wrangel für gerathen, die Belagerung aufzugeben und sich zurückzuziehen. Dennoch wußte er den Oberfeldherrn der ihm nachziehenden kaiserlichen Armada zu täuschen, und verbreitete über die bairischen Lande eine greuliche Verwüstung.

Jetzt triumphirte die französische Staatskunst! Um sein unglückliches Land von dem gräßlichen Druck der zügellosen Armeen zu befreien, verstand sich der zögernde Kurfürst von Baiern endlich zum

Abschluß des Waffenstillstands mit Frankreich. Man hatte am kurfürstlichen Hofe die Ansicht verbreitet, daß nur die Spanier, die der Kurfürst haßte, einem allgemeinen Frieden Hindernisse legen und durch ihren Einfluß den Kaiser von Friedensgedanken fernhalten. Der Grundgedanke der französischen Politik war, den Kaiser von seinen Freunden loszulösen, und dann die Macht des von allen verlassenen Hauses Habsburg gründlich zu brechen. Sie war ihrem perfiden Zwecke nahe. Im Frühjahr 1647 schloß der Kurfürst Maximilian zu Ulm mit den Franzosen und Schweden einen Waffenstillstand, demgemäß diese alle Plätze in Baiern räumten, der Kurfürst aber die Eroberungen in Schwaben herausgab und versprach: „die unter sich habende Reichsarmada" von des Kaisers Waffen abzuziehen.

Die Kunde von diesem Waffenstillstand brachte eine ungeheure Aufregung hervor. Geleen, der bairische Feldmarschall, legte augenblicklich seine Stelle als Oberfeldherr nieder, und bezeichnete, in die bittersten Worte ausbrechend, diesen Akt des Kurfürsten öffentlich als Abtrünnigkeit und Treulosigkeit. Der Unwille der kaiserlich Gesinnten gab sich allgemein kund. In der schwierigsten und betrübtesten Lage aber befand sich der edle Werth. Er, des Kaisers und des Kurfürsten Diener zugleich, fühlte sich von dem peinlichen Ein-

druck dieser Zeitung doppelt überrascht. Er war von der aufrichtigen Ueberzeugung beseelt, daß die Reichspflicht die vornehmste, daß der Kaiser der erste und oberste Kriegsherr sei. Er war dem Kaiser ergeben, er war ein eifriger Katholik voll frommer Einfalt. — Und nun sollte er thatlos und unmächtig zusehen müssen, wie der Kaiser wehrlos der Willkür einer böswilligen Politik Preis gegeben würde, wie die Erbfeinde des Reiches über dasselbe herfallen und es demüthigen, wie die Feinde seines Glaubens ihre grausamen Verwüstungen ungehemmt fortsetzen durften. Das konnte und wollte er nicht mitansehen. Der Vielthätige wollte die Sache, welcher er mehr als sein halbes Leben lang sein Schwert und sein Blut, die ganze Kraft seines erfinderischen Geistes in Freudigkeit gewidmet hatte, nicht verlassen in dem Augenblick, wo die heillose Wirthschaft der Fremden im deutschen Vaterlande zu triumphiren vermeinte. Von jeher war es die Uneinigkeit gewesen, welche die Feinde Deutschlands zu ihrem Vortheil und zu des Reiches Verderben benützt, und gerade in der zweiten Hälfte dieses Krieges sind es fast immer Deutsche gewesen, welche in den Reihen der Feinde diesen den Sieg erstritten. Auch war Werth fest überzeugt, und hatte die Ueberzeugung in wiederholten Warnungen unumwunden ausgesprochen: „daß man sich auf des Feindes Traktaten nicht verlassen könne;" — „daß, seines

Ermessens, der Feind blos darauf ausgehe, im Römischen Reich den Meister zu spielen und den Kurfürsten zu seinem Willen zu bringen;" — „daß die Franzosen den Kurfürsten durch die vergebliche Hoffnung auf Frieden betrügen und endlich gar von Land und Leuten treiben wollten;" — „daß man (wie er aus dem Geständniß des feindlichen Generalcommissärs selbst wisse) wegen des vermeintlichen Friedens nur den lautern Gecken spiele."

All das ging durch die gepreßte Seele des hartgeprüften Mannes, und der eine Gedanke trat vor allen andern hervor: daß der bedrängte Kaiser nicht verlassen werden durfte. Der Kaiser hatte Anrechte auf seine Treue. Er war kaiserlicher General, Anführer von Reichsvölkern, der Kaiser hatte ihn in den Freiherrnstand erhoben, hatte zu seiner Auslösung aus der Gefangenschaft eine Summe gezahlt, und ergeben mit Leib und Seele war er ihm von Anbeginn. — Aber auch der alte Kurfürst hatte Ansprüche, große Ansprüche: er war gleichfalls sein Wohlthäter, sein Fürst, der Gründer seines Glücks. Und Werth war nicht undankbar. Die Dankbarkeit und die Unterthanenpflicht stritten in ihm einen heftigen Streit mit den Pflichten seines Glaubens, seiner Ergebenheit gegen Kaiser und Reich. Von diesen widerstreitenden Neigungen, von den brennenden Gewissenszweifeln wurde sein Inneres lange hin- und hergeworfen. „Wie in den Zeiten des Erdbebens

selbst die Magnetnadel ihre Natur verlernt, so schwankte auch die Wage des Rechts und des Unrechts in Johanns von Werth Seele."

In dieser Collision der Pflichten erschienen Schreiben vom Kaiser, welche zum Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt mahnten und die Armee zum Dienst des Kaisers beriefen. „Diese Völker seien ein Theil von des Kaisers und des Reiches Kriegsheer, welchen der Kurfürst im Namen des Kaisers commandirt habe. Das habe der Kurfürst selbst während des ganzen Kriegs nicht anders gehalten, und durch den Prager Friedensschluß sei ausdrücklich vorgesehen, daß Offiziere und Soldaten Kaiser und Reich treu und gehorsam sein müßten. Die Generäle hätten sich selbst für kaiserliche Offiziere angesehen, seien auch zum Theil von ihm, dem Kaiser, ranzionirt und die Truppen meist aus des Reichs und des Kaisers Landen unterhalten worden. Durch seinen Abfall habe sich nun der Kurfürst des Reichsgeneralats selbst beraubt, folglich blieben jene Kriegsvölker dem Kaiser."

Jetzt waren Werths Zweifel gelöst, seine Entschlüsse gefaßt. Dem Rufe des Kaisers müsse Folge geleistet werden, war seine ehrliche Ueberzeugung geworden. Werth war ein Mann, der, einmal entschieden, niemals auf halbem Wege stehen bleibt, sondern für seine Ueberzeugung seinen ganzen Muth und seine ganze Kühnheit in die Wagschale legt. Er faßte den Plan, die sämmt-

lichen Truppen zum Kaiser nach Böhmen zu führen. Sein Eifer erhielt durch eine neue Kränkung vielleicht noch einen äußeren Sporn. Bei der Musterung des bairischen Heeres wurde an die Stelle des abgetretenen Geleen General Rauschenberg zum Oberfeldherrn ernannt, eben der General, welcher den Vertrag mit Schweden und Frankreich unterhandelt hatte, und der jünger war als Werth. Werth, schon lange der älteste General, blieb, was er gewesen, General der Kavallerie. Unverrückt sein Ziel vor Augen behaltend, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei, traf er im Einverständnisse mit seinem tapfern, ebenso ehrlich überzeugten Generalwachtmeister Johann von Spork die Vorkehrungen zu der kühnen That, und führte das Heer über Vilshofen bis an die böhmische Grenze. Aber sein Vorhaben wurde entdeckt und dem Kurfürsten durch Eilboten noch rechtzeitig hinterbracht. Der furchtbar ergrimmte Kurfürst erklärte über Werth und Spork die Acht und setzte einen Preis von 10,000 Thalern auf Werths Kopf, 1000 Thaler auf Sporks. Als die Truppen von Verrath hörten und von einem Marsch über die Grenze gegen den Willen ihres Landesfürsten, erregten sie einen Aufruhr und kehrten um. Werth und Spork mußten sich durch die Flucht retten. Von einem Oberst gewarnt, warfen sie sich auf ihre Rosse und sprengten über die böhmische Grenze (10. Juli). So langten sie, statt eines

Heeres von nur wenigen Dienern begleitet, bei Wodnian im kaiserlichen Feldlager an, und hielten sich, schmerzlich betrübt über die fehlgeschlagenen Pläne, für die sie ihr Leben und ihre Ehre dran gesetzt, auf einen kalten Empfang gefaßt.

Der Kaiser Ferdinand aber nahm sie, den Willen ihrer Ergebenheit ehrend, mit offenen Armen auf, hob kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit die Achtserklärung des Kurfürsten auf, und hielt sogleich große Musterung, bei welcher er in eigener Person dem kaiserlichen Heere Werth als General der gesammten Kavallerie, Spork als seinen Generallieutenant vorstellte. Als Ersatz für die Besitzungen, welche der zürnende Kurfürst theils eingezogen, theils zerstört hatte, schenkte der Kaiser ihnen Güter in Böhmen. Werth erhielt die Herrschaft Benatek im bunzlauer Kreise Böhmens und wurde in den Grafenstand erhoben. Zugleich erließ der Kaiser ein Schreiben an den Kurfürsten, worin er das Benehmen des gekränkten Werth und seiner Schicksalsgefährten rechtfertigte. Am gleichen Tage erließ er ein offenes Schreiben an alle Offiziere und Gemeine des in Baiern stehenden Heeres, worin er sie nach Böhmen zu seines und des Reiches Fahnen abberief und abermals erklärte, daß Johann von Werth und seine Gefährten ihren Ehren und Pflichten gemäß gehandelt hätten. Der Kurfürst antwortete mit einer Gegenrechtfertigung, ließ seine Truppen neu schwö-

ren und versicherte sich ihrer Treue durch Geldgeschenke und Beförderungen.

Das war die trübste Zeit in dem vielbewegten Leben des verdienten Kriegers, und mit Recht mag man die traurigen Verwicklungen beklagen, die den wackern Mann zu dem ungeheuren Schritte zwangen: er war ein Opfer in dem Zwiespalt der Fürsten. Mag man auch die Handlung des Reitergenerals in ihrem ganzen Umfange nicht billigen, seine redliche Ueberzeugung, sein Handeln im guten Glauben muß man anerkennen.

X.

Letzte Reiterthaten.

Schwedentriumphe. Rettung des Kaisers. Verbannung. Die hellustige Hirschjagd bei Dachau. Der Friede.

In dem vorletzten Jahre des dreißigjährigen Krieges war nun der kühne Reitergeneral in kaiserlichen Würden und Diensten; und durch eine seltsame Fügung des Geschickes kam er hier unter das Oberkommando eines Mannes zu stehen, den er vor einem Decennium als Feind am Rheine bei Grenzhausen durch einen herrlichen „Aufparteiritt" überfallen, mit seinen Schaaren zersprengt,

und dessen sämmtliche Wagen mit Proviant für Ehrenbreitstein als lustige Beute davongetragen hat. Dieser Mann heißt Melander, vom Kaiser zum Grafen von Holzapfel ernannt. Er stand früher in hessischen Diensten, hatte aber im Unmuth über die Politik der Landgräfin von Hessen 1640 seinen Abschied genommen, und war nach einigen Jahren der Ruhe zum Kaiser übergetreten, um, wie er sagte, seinen grauen Kopf zum Verderben der Schweden darzubringen. Er wird im Uebrigen als ein tüchtiger Soldat, sorgfältiger Führer und strenger Befehlshaber geschildert. Nach dem Tode des alten Gallas „des Heerverderbers" hatte dieser Melander 1647 kurz vor der Ankunft Werths den Oberbefehl über das kaiserliche Heer übernommen. Er brachte auch alsbald das Heer in einen bessern Zustand, so daß der Soldatenwitz von ihm zu sagen pflegte: „wer dem Kaiser den Scepter nehmen wollte, müsse vorher erst in den sauren Apfel beißen."

Der Krieg zwischen den Schweden und Kaiserlichen wurde in Böhmen fortgesetzt. Werth entfaltete mit frischem Muthe seinen alten schlagfertigen Eifer, und glühend vor Begierde, durch kühne Thaten sich der neuen Gnade des Kaisers würdig zu erweisen, trat er überall dem Feinde zunächst, und suchte durch stürmenden Ueberfall seinen neunundzwanzigjährigen Waffenruhm zu bewähren. Der

28. und 29. Juli gaben seiner persönlichen Tapferkeit Raum und Gelegenheit.

Melander war vor Eger gerückt, um die Schweden von der eben eingenommenen Feste zu verjagen. Die Schweden hatten eine starke Stellung auf dem Galgenberg. Werth ging unter dem lebhaftesten Kanonenfeuer unerschrocken gerade auf das feindliche Lager los, um die Galgenvögel in ihrem Neste anzugreifen. Wrangel wurde auch wirklich genöthigt, von der Höhe des Galgenbergs herunterzusteigen. Der andere Tag wurde unter ununterbrochenem Feuer aus den beiden Lagern zugebracht, die nur durch einen Fluß geschieden waren. Eine schwedische Stückkugel schlug bei diesem Wett-Feuerwerk ins kaiserliche Zelt, Werth selbst ward von einer sechspfündigen Kugel gestreift, so daß er betäubt und mit blutrünstigem Gesichte zu Boden stürzte. Das hinderte den Braven aber nicht, in der unmittelbar folgenden Nacht dem Kaiser das Leben zu retten.

Eine verwegene schwedische Reiterschaar, von dem „tollen" Holm Wrangel geführt, wagte es, während der Nacht unbemerkt über den Fluß zu setzen und durch die überrumpelten kaiserlichen Wachen bis vor das kaiserliche Hauptquartier vorzudringen. Die hatten es gut vor, diese tollen Schwedenköpfe, und trugen ihre Nasen gar hoch. Sie führten nichts Geringeres im Sinne, als den Kaiser aus dem Bett zu holen und in einem

Schwedenzelte unterzubringen. Der Kaiser schlief auf Schloß Triebel und ließ sich's schwerlich träumen, was ihm Liebes zugedacht war. Drei graue Schweden waren auch bereits in das Schloß eingedrungen, die letzte Wache ward niedergestoßen, da machte ein Diener noch glücklicherweise Lärm, eben als die bärtigen Spießgesellen die Treppen zu des Kaisers Schlafgemach betreten hatten. Auf den Ruf kam Hilfe und Hanns von Werth war „schier unbekleidet der erste auf dem Platze," schlug mit einigen Offizieren und Hofkavalieren die schwedischen Tollköpfe zu Boden; die schnell aufgesessenen Reiter trieben die schwedischen Schwadronen mit großem Verlust in den Fluß, und der tolle Holm selbst, der schon sicher gemeint hatte, diesmal den Alten zu fangen, entkam mit genauer Noth, durch das Waldwasser schwimmend. Der Kaiser war im ersten Schrecken im Schlafrock entflohen. Der Spaß kam ihm doch etwas unheimlich vor, so über Nacht unversehens in einen verwunschenen Prinzen verwandelt zu werden. Jedoch schickte er nachher großmüthig die gemachten Gefangenen ohne Lösegeld zurück. Dem unverdrossenen, immer wachen Ritter Werth war diese erste Gelegenheit eines hochmuthigen Ergebenheitsbeweises recht wohl zu gönnen. Diesmal hatte er in Wahrheit um des Kaisers Bart gestritten, aber das war vielleicht das einzige Mal, daß es sich der Mühe lohnte. Der tolle Holm hatte dem

kühnen Hanns mit dem Streiche einen Dienst gethan.

Eine Höflichkeit ist der andern werth. Einige Wochen später erwiderte Werth den Ueberfall. Die Heere standen bei Plan. Im Morgengrauen führte Werth mit dem jungen Montecuculi seine Reiter in eine Waldschlucht, wo sie bis Mittag verharrten, die Zeit, um welche die Schweden auf Futter ausritten. Dann brachen sie urplötzlich hervor, voran der Ritter aus dem Busch, sprengten bergauf gegen das schwedische Lager, rannten im heftigen Prall sechs Regimenter über den Haufen, eroberten zehn Fähnlein, und die Verblüffung der Schweden war so groß und so allgemein, daß der schwedische Feldherr Gustav Wrangel sogar das Feldgeschrei vergaß. Nach einem zweistündigen blutigen Gefecht, in welchem Helmold Wrangel, „der tolle Holm," getödtet wurde, auch Werth und Montecuculi mit großer Lebensgefahr kämpften, kehrten die tapfern Reiter mit fliegenden Fahnen zu den Ihrigen ins kaiserliche Lager heim. Sie brachten eine schöne Zahl Gefangener und 13 erbeutete Fahnen mit. Diese Gegenvisite war aller Ehren werth, sie war auch das letzte von Bedeutung, was in diesem sonst unergiebigen Feldzuge vorfiel.

Ergiebiger dagegen zeigte sich für den Kaiser die Politik. Der Kurfürst von Baiern war in kurzer Zeit zur schmerzlichen Ueberzeugung gelangt,

daß der Waffenstillstand, den er mit den Schweden und Franzosen geschlossen, keineswegs zu einem für ihn ehrenvollen Frieden führe. Im Gegentheile mußte er sehen, daß die Ansprüche der Fremden jetzt bei dem Zwiespalt der deutschen Kräfte um so kecker und unverschämter wurden, daß Werths Warnungen vor dem Vertrage richtig gewesen. Auch fing ihm die Verpflegung seines Heeres an sehr beschwerlich zu fallen; und entlassen konnte er es hinwiederum auch nicht, denn brauchte er auch das Schwert nicht, des Schildes konnte er doch nicht entbehren. Alles zusammengenommen, kam der Kurfürst zu dem Schluß, daß der deutsche Kaiser, sein Schwager, der natürlichste Bundesgenosse sei, und kündigte im Herbst den unseligen Waffenstillstand auf. In einem neuen Bündniß schloß er sich an den Kaiser Ferdinand an, und ward wieder, was er 28 Jahre lang gewesen, der Hort des deutschen Reichs, die Stütze seines Glaubens und der rechte Arm des Kaisers. Dieses Bündniß enthielt aber eine geheime Klausel, welche sich der Kurfürst vorbehalten hatte. Besagte geheime Klausel verlangte unbedingte Entfernung Werths und seiner Schicksalsgenossen von der Armee. Dem Kaiser erschien die Wiedervereinigung mit dem Kurfürsten als eine zu wichtige Forderung des Reichswohls, um dieselbe nicht einzuräumen und Werth zum Opfer zu bringen. Der gekränkte Mann beugte sich und wich ohne

Murren der höhern Nothwendigkeit, des Sprüchleins gedenkend:

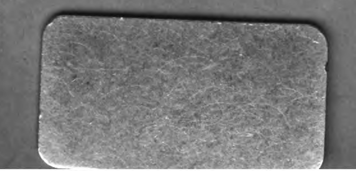
> Drum bück dich und laß über gan
> Das Wetter will sein Willen han.

Anfangs Oktober befand sich der Reitergeneral noch am kaiserlichen Hoflager zu Prag, wohnte noch einem mehrtägigen Kriegsrathe bei, speiste zum Abschied in hoher Gesellschaft beim Fürsten Lobkowitz, und begab sich dann auf seine Herrschaft Benatek, wo er in stiller Zurückgezogenheit, Einsiedler in vollem Sinn — denn er hatte im letzten Jahre auch seine zweite Gemahlin verloren — den Winter hinbrachte und mit schmerzlichem Verlangen einer Aussöhnung mit dem unbeugsamen Kurfürsten entgegenharrte.

Furchtbar war die Rache, welche die Feinde im Frühling des Jahres 1648 an Baiern wegen des gebrochenen Waffenstillstands nahmen. Wrangel hatte zur Zeit, während der in seinen Bewegungen gehemmte Melander Hessen einer nutzlosen Verheerung Preis gab, Gelegenheit bekommen, seine erschöpfte Armee zu verstärken und zu verproviantiren. Er vereinigte sich darauf mit Turenne, rückte gegen den Lech vor und schlug die Kaiserlichen und Baiern unter ihren Feldherrn Melander und Gronsfeld bei Zusmarshausen, am 17. Mai. Melander verlor mit dem Sieg das Leben. Er starb übrigens einen braven Soldaten-


HARVARDIANA · IN · NOV · ANG · ACADEMIA
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE





ptet, als
, als Bef

rigens se
ht unthäti
zu thun
n, sein
gen in d
hatte
s Freih
erte am
mit ihr
Glück
r neu
und
licher
n Fe
Kar
unte
nen
Enke
ma

ter
n
tbel
Str
erth
e L

tod. Am Boden liegend, rief er seinen bestürzten Offizieren zu: „Denket nicht an mich, ich bin todt; suchet nur über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollt. Vorwärts! Vorwärts!" Der bairische Feldmarschall Gronsfeld übernahm sofort das Commando und führte das Heer in der Nacht unter den Schutz der Kanonen von Augsburg, wobei das brave Regiment Herzog Ulrichs von Württemberg muthvoll den Rückzug deckte. Die Schweden drangen unaufhaltsam vor und trieben Gronsfeld nach der Isar zurück, so daß sich der alte geprüfte Kurfürst zum wiederholten Male genöthigt sah, aus seiner Hauptstadt zu entfliehen. Er wandte sich, über seine unfähigen Generäle klagend, nach Salzburg, um nicht das Elend seines armen Landes mitansehen zu müssen. Der Jammer überstieg in der That alle Grenzen: überall Oede und Wüste, überall Flucht und Gewaltthat.

In diesem Augenblicke bittrer Noth sah man sich wieder nach den altverdienten Männern um und Jean de Werth wurde aus seiner Einsamkeit hervorgezogen. Mit seinem alten Waffengenossen, dem Fürsten Octavio Piccolomini, war er berufen, die letzten Thaten des großen Kampfs zu thun und den unseligen Krieg von 30 Jahren zu Ende zu führen. Freudig folgte er dem Nothruf. So erlebte der verkannte Mann die Genugthuung, an der Spitze des letzten kaiserlichen Heeres dem

alten Kurfürsten, der ihn geächtet, als Retter, dem Lande, aus dem er verbannt, als Befreier zu erscheinen.

Der rastlose Ritter hatte übrigens sein zeitweiliges Einsiedlerleben auch nicht unthätig zugebracht. Da er im Felde nichts zu thun und zu ersinnen hatte, so war er beflissen, sein Haus zu bestellen und Quartier aufzuschlagen in dem Herzen einer Dame. Der Wittwer hatte sich aufs neue verlobt mit der Tochter des Freiherrn von Kuffstein, Maria Susanna, und feierte am 25. Juli 1648 zu Linz seine Vermählung mit ihr.

Mit diesem seinem häuslichen Glücke trat fast zu gleicher Zeit die Freude seiner neuen öffentlichen Thätigkeit in Verbindung, und so erschien er mit jungem Muthe und hochzeitlicher Stimmung noch vor Ablauf desselben Juli im Feldlager vor Landau. Hier begrüßte er seine Kameraden aus der alten Zeit und übernahm unter fröhlichen Hoffnungen mit Piccolomini, seinem Waffenbruder in der Pikardie, und mit Enkefort, seinem Leidensbruder in Paris, das Commando der vereinigten Heere.

Bald ging auch dem bedrängten Lande ein besserer Stern auf, und es begann wieder unter des Reitergenerals Führung das altbeliebte lustige Spiele der Ueberfälle, der kecken Streifzüge und der wilden Jagden. Der Name Werth ging wieder als ein guter Klang durch die Lande, der

Muth der Freunde lebte neu auf, das Loos der Feinde war der Rückzug.

Wrangel sah sich gezwungen, über die Ammer zurückzugehen und gegen Dachau sich zu wenden. Auch da beeilten sich die Kaiserlichen, ihm zuvorzukommen, und Werth war der erste, der sich dem Schweden am linken Isarufer gegenüberstellte.

Hier nun, zwischen München und Dachau, geschah die letzte bedeutsame Waffenthat des großen Krieges, und die Ehre dieses letzten erinnerungswerthen Tages gebührt unserem Werth, dem Braven voll Beharrlichkeit!

In dem Walde bei Feldmoching, von Moor und Sumpf umgeben, wurde eine schöne Zahl Hirsche gehegt, die manchem grauen Jägersmann den Appetit lüstern gemacht haben mögen. Nun war aber Herr Gustav Wrangel nicht blos ein Soldat mit Leib und Seele, sondern auch ein Waidmann voll unbezähmbarer Pürschlust. Er konnte der nahen Lockung nicht widerstehen. Somit hängte er das Kriegshandwerk für einen Tag an den Nagel, um dem schönen Waidwerk nachzugehen. Der treffliche Jagdzug ward auf den 6. Oktober angesetzt. Um mit aller Sicherheit und Behaglichkeit dem fürtrefflichen Vergnügen obliegen zu können, ließ er den Wald durch eine gute Zahl Fußvolk umstellen, zu weiterem Schutz 600 polnische Lanzenreiter vor dem Gehölz gegen München zu postiren, und empfahl sich in Sankt

Hubertus Gunst. Es war eine ausgewählte Schaar Jäger: der Schwede Wrangel als Erzjäger, der Franzose Türenne par compagnie, beide alte Bekannte von uns, sodann Wrangels jüngerer Bruder und Vetter waren gleichfalls mit von der Partie; der junge Freiherr von Horn desgleichen wollte auch nicht zurückbleiben bei dem Prachtvergnügen; endlich viele Generäle und andere hohe Offiziere, die hingen sich nicht weniger munter ein Gewehr über die Schulter und strichen sich den Schnurrbart vor eitler Waidmannslust. Glückauf zur fröhlichen Hirschjagd!

Aber zur selben Stunde blies auch der wilde Jäger Werth in sein Horn, und gedachte die Hirsche sammt den Jägern zu fangen. Der Schalk hatte es richtig wieder ausgewittert, was die schwedischen und französischen Herren für ein unschuldig Spiel vorhaben, und in demselben Momente behauptete er plötzlich auch eine unbändige Jagdlust in seinen Knochen zu verspüren; er klopfte an seinem Barometer und fand das rarste Jagdwetter. Wie immer war er kurz gefaßt, und mit seinem Entschlusse stimmten Piccolomini und Enkefort vollkommen überein. Demnach suchte er sich mit schnellem Blick aus allen Regimentern die besten Reiter aus — er verstand sich darauf und kannte seine Leute — ließ sie Mäntel und Futtersäcke ablegen, und sagte ihnen, daß er gute Lust habe,

den schwedischen Herren ihren Spaß zu verleiden auf Nimmerwiederkehr. Den 2000 Reitern lachte das Herz im Leibe bei diesen Worten, und die alten Schnurrbärte jubelten ob dem neuen Phantasiestücklein ihres geliebten Führers und Meisters. Nun hieß es munter aufgesessen, und hussa ging es auf die wilde Jagd, in aller Lust und Stille!

Die 600 polnischen Lanzenreiter, welche vor dem Gehölz gegen München standen und nebenbei Vorhut spielten, wurden in einem Hui über den Haufen geworfen, während noch die Stegreifjäger im Waldesdunkel wohlgemuth nach dem Schweiß der Hirsche dürsteten. Es dauerte aber nicht lange, so kam die Reihe des Schwitzens an sie, und bei Manchem blieb es nicht beim kalten Schweiß. Denn plötzlich klang ein erschreckendes Lärmsignal durch den Wald: es wurde zum Rückzug geblasen. Gustav Wrangel ließ augenblicklich 140 Dragoner ans Wasser vorsprengen, um den unerwarteten Feindessturm aufzuhalten. Es waren verlorne Kameraden. Werth und Enkefort setzten stürmisch über den Bach und die 140 Dragoner wurden in die Pfanne gehauen. Jetzt kam Wrangels Leibregiment an die Reihe. Das sollte den Rückzug der flüchtigen hohen Jägergesellschaft decken. Aber das ganze Regiment wurde mit blutigen Köpfen und großem Verlust auseinandergesprengt. Rudelweise stoben sie durch das Moorland; ihr Oberstlieutenant Bornemann wurde verwundet.

Sämmtliche 16 Schwadronen der Schweden staken bös in der Patsche mit sammt der hohen Generalität. Hinter ihnen der nachjagende Feind, vor ihnen die Moräste. Es sah recht aus wie eine umgekehrte Weltordnung: statt der Hirsche wurden jetzt die Jäger gejagt.

Es war an kein Entrinnen mehr zu denken, hätte nicht ein wunderbarer Zufall einen Rettungsweg gezeigt. In dem Augenblicke der höchsten Gefahr jagte ein gehetzter Hirsch daher, setzte vor den Augen der schwedischen Generäle über den Sumpf und zeigte seinen eigenen Verfolgern großmüthig die Furth. Wrangel ließ unverzüglich die Furth durch einen Reiter untersuchen, der wirklich mit heiler Haut auf die andere Seite hinausgelangte. Das rettete die Feldherrn. Sie kamen zu Fuß glücklich durch den fatalen Sumpf; Wrangel mit Verlust seines eigenen Degens.

Nicht so glücklich war die übrige hohe Jagdgesellschaft. Wrangels Bruder, sein Vetter Oberst G. Wrangel, der junge Horn und viele vornehmen Offiziere büßten ihre grüne Waidmannslust mit der grauen Gefangenschaft. Traun! davon wog jeder seinen Zwanzigender auf. — Mehrere Hundert schwedische Reiter lagen todt unter dem Wildpret, nicht weniger waren gefangen, und Wrangels Leibregiment hatte seine Standarte verloren. Der Gesammtverlust belief sich an tausend Pferde.

Daneben erbeutete Werth der hohen Jagdgesellschaft goldenes und silbernes Tafelgeräth, und viel prächtig gesattelte Rosse. Glückauf zum fröhlichen Jagen!

So mit reicher Beute beladen, und gar fürnehmes Wildpret mit sich führend, zog der wackere Werth von dem glücklichen Zuge heim. Beim Jägermahl darauf soll es gar fidel hergegangen sein!

Nicht minder bedeutend war der Vortheil, der nachträglich aus diesem Ueberfall für Baiern erwuchs, nämlich der Rückzug der hartnäckig verfolgten Schweden und Franzosen, die in ihrer Weise den Weg ihrer Retirade durch Rauchsäulen von etlichen zwanzig brennenden Dörfern und Höfen bezeichneten und so in Baiern ein ihrer würdiges Andenken hinterließen.

Diese glorreiche Hirsch- und Schwedenjagd war die letzte heldenherrliche That des wilden Jägers des dreißigjährigen Krieges.

Verfolgend und überfallend, dem Feinde jederzeit am nächsten, einmal wieder in dringender Todesgefahr, war der rüstige Werth eben im Begriff, mit der Reichsarmee dem von Königsmark hartbedrängten Prag zu Hilfe zu eilen, als ihn auf dem Wege nach Cham, im dichtesten Böhmerwalde, am Allerheiligentag die Botschaft des endlich am 24. Oktober zu Münster und Osnabrück unterzeichneten Friedens traf. Die Freudenpost durchscholl alle Länder, das Schwert wurde in die

Scheide gesteckt und der Athem des Friedens zog heilend wieder über die Lande hin.

Eine schöne Sage lebt von dieser Friedenspost im Henneberger Gau. Daselbst steht bei Schmeheim im Walde eine alte Eiche, die Trompetereiche genannt, und es wird gesagt: „Im dreißigjährigen Kriege standen sich in dieser Gegend Schweden und Kaiserliche gegenüber, eben als in beide Lager die Nachricht kam, daß der Friede geschlossen sei. Nun sandte jedes Heer einen Trompeter an das andere ab, ihm die Friedensbotschaft mitzutheilen. Beide Trompeter begegneten einander bei jener Eiche, stiegen alsbald beide hinauf in das grüne Gelaub und bliesen den lieben Frieden in alle Welt hinein, daß es lustig und laut über Berg und Thal hinschmetterte. Seitdem ist jener Baum die Trompetereiche geheißen."

XI.

Werths letzte Lebenstage im Frieden.

Schloß Benatek. Kloster Lilienfeld. Abschied.

Einige Meilen von Prag entfernt, an der gold- und edelsteinreichen Iser, liegt die Herrschaft Benatek. Hieher, auf das ihm vom Kaiser

geschenkte Gut, zog sich der brave Held zurück und verbrachte den Rest seiner Tage in der friedlichen Abgeschiedenheit des Landlebens und in der reichen Erinnerung vergangener Zeiten. Jean de Werth war einer von den wenigen Heerführern, welche den ganzen unseligen Krieg durchgekämpft, an den namhaftesten Unternehmungen und Schlachten Theil genommen, unter den Letzten das Schwert zum Angriff geführt und die dreißig Jammerjahre ungebrochen überlebt haben. Wie manchen Kriegshelden, wie manchen Waffenbruder, groß an Thaten und reich an Verdienst, hatte er während dieser abenteuerlichen Heerfahrten zu Grabe steigen sehen! Zur Zeit, da Werth eben seine Flügel zum Flug nach dem Ruhme zu entfalten begann, hatte einer der größten Feldherrn, Tilly, seine Heldenlaufbahn beschlossen. Der ergraute Generalissimus, der die mächtigste Stütze der Liga und des Kaisers gewesen, war am Lech bei Rain tödtlich verwundet am 30. April 1632 verschieden. — In demselben Jahre noch sah Werth seinen großen Meister im Kriegshandwerk, den edlen Pappenheim, die Blüthe deutschen Ritterthums, fallen. Dieser Kriegesheld, das Urbild eines deutschen Edelmanns, der Soldat par excellence, sank am 16. November 1632 bei Lützen. — Wallenstein wurde seiner Armee und seinen weitaussehenden Plänen durch Verrath entrissen am 25. Februar 1634. — In demselben Jahre fiel Hanns Altrin-

ger, der wie Hanns von Werth von der Pieke auf gedient, und es vom Schreiber und Bettelstudenten zum Feldmarschall gebracht hatte, bis er in dem Getümmel eines unglücklichen Gefechtes vor Landshut am 21. Juli 1634 tödtlich getroffen wurde. — Franz Mercy, Baierns Fabius Cunctator, einer der fähigsten Strategiker, von Geburt ein Lothringer, führte das Commando blos fünf Jahre, und wurde nach mancher braven That, die er mit Werth theilte, in der Schlacht bei Allersheim vom Kirchthurm herab erschossen, 3. August 1645. — Johann Graf Götz, aus der Mark, der ursprünglich als Protestant unter Mansfeld gefochten, und erst später zu den Kaiserlichen übergetreten war, besaß den Ruf eines rohen Soldaten und eines unergründlichen Säufers, war im Uebrigen ein tauglicher Kopf, fiel aber in der Jankauer Schlacht am 6. März 1645 durch seine eigene Unvorsichtigkeit, woselbst er sich, wie bekannt, in einem Sprichwort ein sehr zweideutiges Andenken hinterlassen hat. — Den Ruf, weniger als Feldherr denn als Trunkenbold, machte ihm Gallas streitig, der sich den schmeichelhaften Beinamen des „Heerverderbers" erworben hat, Anfangs sich zwar mehrfach auszeichnete, später aber meist Unglück hatte, so daß ihm zweimal das Commando abgenommen wurde, bis er endlich, noch einmal zu Gnaden gekommen, im vorletzten Jahre des Krieges wegstarb. — Der Westerwälder

Peter Melander, Graf von Holzapfel, des kaiserlichen Heeres saurer Apfel, der erst in spätern Jahren für den Kaiser focht und das Commando nur im letzten Jahre führte, erlebte gleichwohl den Frieden nicht, sondern verlor Schlacht und Leben bei Zusmarshausen; und die Verwirrung in Folge dessen, die Angst und die Noth der flüchtenden Umwohner war dazumal so groß, daß das Gefolge seiner Leiche, welche zunächst nach Oestreich abgeführt wurde, im Wirthshause zu Vilshofen weder Wirth noch Knecht vorfand, übrigens dessenthalben nicht außer Fassung kam, und was Küche und Keller bot, sich auch unbezahlt schmecken ließ.

So waren es vorzugsweise nur drei Kriegsgenossen, welche mit Werth den Krieg nicht nur durchgefochten, sondern auch überlebt haben: Octavio Piccolomini, des Kaiserhauses Schild, der zwar seit 1643 in spanischen Diensten und in den Niederlanden gefochten, aber 1648 vom Kaiser wieder zurückberufen worden war, und etliche Jahre nach dem Friedensschluß zum Reichsfürsten erhoben wurde; Hatzfeld, seit 1641 zum Reichsgrafen erhoben, der nach einem wechselvollen Kriegerleben in der Schlacht bei Jankau in Gefangenschaft gerathen war und erst zwölf Jahre später als Feldmarschall wieder auf den Schauplatz trat; endlich Adrian von Enkefort, der brave Kavalier, Werths Mitgefangener im Bois de Vincennes, und letztlich sein Jagdkumpan in der

berühmten Hirsch- und Schwedenjagd bei Dachau. Von jüngern trat mit ihm aus dem langen Kampfe namentlich sein wackrer Schüler und Schicksalsgenosse in den letzten Jahren der Kränkung, der nachmals in den Türkenkriegen hochgefeierte Reitergeneral Johann von Spork.

Keiner aber hat in der andern Hälfte des Kriegs mit so viel Kühnheit und Glück zugleich so zahlreiche rühmenswerthe Thaten vollbracht wie Werth, und Wenige haben wie er ihren gepriesenen Namen der Heimath und dem Auslande in dauernden Volksliedern erhalten. Sein Leben war wie seine Zeit vielbewegt, abenteuerlich, wechselreich, und der Name des rastlosen Emporkömmlings, der alles durch sich selbst, durch seine thatkräftige Persönlichkeit geworden, ist auf vielen Blättern der Geschichte eingezeichnet. Anfangs wegen seiner fabelhaft schnellen Streifzüge angestaunt, tritt er seit dem Tage von Nördlingen selbständig hervor, und sein windsbrautartiges Erscheinen in Frankreich, wo er beinahe den König selber aufgehoben, seine wilde Jagd vor Paris, sein Parteiritt gegen die Hessen vor Ehrenbreitstein, die Eroberung dieser Festung, seine glücklichen Gefechte gegen Herzog Bernhard vor Wittenweier, die Erstürmung der Rheinauer Schanzen, seine persönliche Tapferkeit bei Rheinfelden, seine hochgefeierte Gefangenschaft zu Paris, das glorreiche Quartieraufschlagen bei Tuttlingen, sein

siegreicher Ungestüm auch in unglücklichen Schlachten, seine entscheidende Schnelligkeit in der Schlacht bei Herbsthausen, die nächtliche Rettung des Kaisers und schließlich seine glückliche Jägerjagd bei Dachau — das alles sind unvergängliche Linien im Lebensbuche Werths, die ihm einen unsterblichen Namen auch im großen Buche der Geschichte sichern.

Für immer war der Rastlose, der Vielthätige, mit dem Westphälischen Frieden abgetreten vom öffentlichen Schauplatze, und die Einsamkeit, die er sich erwählt, verließ er nie wieder. Sein ganzes Leben war der Krieg gewesen, und mit dem Frieden war seine Aufgabe vollendet. Auch mochte er wohl nach den harten Prüfungen der letzten Jahre des Treibens in der großen Welt müde geworden sein, und die umfriedende Ruhe in der gesegneten Natur seiner Herrschaft Benatek und in dem Kreise einer kleinen Familie war ohne Zweifel der beste Ersatz. Hier, auf dem Erbe einer uralten böhmischen Dynastie, auf einer von der Geschichte namentlich zur Hussitenzeit oft betretenen Stätte, auf dem Gute, wo ein halbes Jahrhundert vor unserem Helden der große Astronom Tycho de Brahe gelebt und am Anblick der herrlichen, vom Riesengebirge begrenzten Landschaft sich erbaut hatte, brachte Johann von Werth die meiste ihm noch kurz beschiedene Zeit zu. Die ihm vom Kaiser geschenkte Herrschaft vergrößerte er bald noch durch den Ankauf des Gutes Zdonin. Bis-

weilen vertauschte er diesen Aufenthalt mit der Abtei Lilienfeld, wo er seinen alten Freund, den Abt Cornelius Strauch, besuchte. Dieser große Prälat, ein Mann von hervorragendem Talent und Verdienst, mit 28 Jahren schon Abt des Cisterzienserstifts Lilienfeld, hatte Wien in der Bedrängniß nach der unglücklichen Jankauer Schlacht durch seine Geistesgegenwart, Standhaftigkeit und Aufopferung gerettet, indem er Oestreich aus den zersprengten Armeetrümmern einen neuen Heerhaufen sammelte, verproviantirte, mit Geld versah, und selbst mit eigener Lebensgefahr nach Mähren führte. Bei diesem seinem würdigen Freunde hielt sich Werth gerne auf, und wie er diesen anmuthigen Winkel des Friedens geliebt, zeugen einige Vermächtnisse, die er der Abtei gestiftet hat. Drei Denkmale sind es, die der Krieger dem Kloster hinterlassen hat: ein großer, kunstreich gearbeiteter Silberpokal, ein kostbares Gemälde von Rubens — Christus vor Pilatus — und endlich sein eigenes Bild, in Lebensgröße, dem die kräftigen, auf seine mehrfachen Zweikämpfe anspielenden Zeilen angefügt sind:

Wer den General de Werth
Zu Fuß und zu Pferd
Nicht hochansehnlich ehrt,
Derselbige ist nicht werth,
Daß er soll tragen ein Schwert
Allhier auf dieser Erd.

Sein Freund, der verdiente Abt Cornelius, starb aber schon zwei Jahre nach dem Friedensschluß, 1650, kaum vierzig Jahre alt. — Darnach beschäftigten den Kriegsmann längere Zeit die Angelegenheiten seiner Pfarrei. Es war ihm nämlich sehr darum zu thun, einen alten Gefährten bei sich zu sehen, und im Jahre 1651 gelang es ihm auch, durch die Vermittlung des Kardinalerzbischofs Ernest von Harrach zu Prag, seinen ehemaligen Feldkaplan Johannes Chimäus, statt des czechischen der deutschen Sprache unkundigen Chorherrn, auf die reiche Benateker Pfarrei zu bringen. In seiner Nachbarschaft wohnte außerdem sein früherer Generallieutenant Spork, gleichfalls auf seinen Gütern, deren Verwaltung er sich, als tüchtiger Landwirth, fast ausschließlich widmete: und die beiden Schicksalsgefährten haben sich oft gegenseitig besucht.

Aber der rüstige Held überlebte den Krieg nicht lange. Kaum vier Jahre des Friedens waren über ihn hingegangen, als der alte Streiter, von Unmuth über sein und Deutschlands letzte Schicksale verzehrt, einem hitzigen Fieber unterlag. Er starb am 12. September 1652, um 5 Uhr in der Früh. Das Wesen des Rastlosen, Gewaltigen, schien der Uhr zu gleichen: die Unruhe war sein Leben gewesen. In der Schloßkirche zu Benatek ruhet er und schläft nach einem beharrlichen Kriegerleben den ewigen Frieden.

Nur die erste Ehe hat ihm Kinder bescheert: einen Sohn, Johann Anton, der aber schon mit 16 Jahren noch vor seinem Vater starb, und eine Tochter, Lambertina Irmgard, welche an Hieronymus Freiherrn von Frentz vermählt war. Seine Herrschaft Benatek sammt Zdonin blieb der jungen Wittwe Maria Susanna, welche erst 22jährig, sich abermals vermählte, erstlich mit dem Freiherrn Hartmann von Klarstein, und nach dessen Tode mit dem Grafen Schütz von Leypoldsheim.

Der im Erzstift Köln liegenden Kirche zu Büttgen, dem Orte seines Jugendaufenthalts, vermachte Werth 1000 Thaler zu Seelmessen für Vater, Mutter und alle aus dem Werth'schen Geschlecht verstorbene Seelen. Die Seelenämter sollten viermal des Jahres abgehalten werden und an diesen Tagen sowie am Tage seines Ablebens ein Malter Weizengebäck an die Schüler und andere Kinder, sowie an alle dem Gottesdienst Beiwohnenden ausgespendet werden. Ein zweites Tausend Reichsthaler vermachte er für die katholischen Armen zu Büttgen, von dessen Interessen am Tage seines Absterbens denselben Kleider, Geld, oder Kost und Trank gereicht werden sollen: welche Vertheilung „ad amussim" geschehen möge.

Sein berühmtes Reiterregiment existirt noch, mit den alten Pappenheimern das älteste der östreichischen Armee, und führt die Nr. 8. Das

Werthische Regiment besaß das Privilegium, mitten durch die Stadt Wien zu ziehen und auf dem Burgplatze des Kaiserschlosses sein Werbezelt aufzuschlagen. Anno 1819 wurde dieses auszeichnende Privilegium von Franz II. aufs neue bestätigt: „daß das Regiment unter Trompetenschall und mit fliegenden Standarten durch die Kaiserburg und durch die Residenzstadt Wien marschiren, auf dem Burgplatze sich aufstellen und durch drei Tage allda das Werbezelt und den Werbetisch aufschlagen dürfe. — Von dem Regimente wird dann vor der dem Obristen und Regimentscommandanten für diesen Fall jedesmal einzuräumenden Wohnung, wohin die Standarten zu bringen sind, die Wache bezogen. Dem Obristen ist alsdann vergönnt, jedesmal unangemeldet in voller Rüstung vor dem Monarchen zu erscheinen." — Eine andere Auszeichnung, welche dieses an herrlichen Erinnerungen reiche Regiment besitzt, ist die Versicherung: niemals reduzirt oder aufgelöst zu werden.

Ein Brustbild Werths, aus der Hand eines Zeitgenossen des dreißigjährigen Krieges, zeigt uns den Helden in ritterlicher Tracht, mit edlen kräftigen Zügen, mit frischem, kühnem Blick, kurzem Haar und stattlichem Bart in dem Schnitt, wie er damals üblich war. Unter dem Bilde steht: Tu Aetheri, tibi militat Aether.

Werths Persönlichkeit kennzeichnet sich

durch das verwegen rasche, trotzigselbständige, freimüthige Wesen. Er war eine tüchtige Natur, ein entschiedener Charakter und ein Mann von deutscher Gesinnung, treu seinem Kaiser und Glauben. Im Umgang und Privatleben zeigte er edle Gesittung und Geschmack, selbst für die seinem rauhen Handwerk fernabliegende Kunst; für Gemälde und verwandte Kunstwerke bekundete er allzeit lebhaftes Interesse. Seine derbe Geradheit schloß die Höflichkeit nicht aus, und wenn er auch jederzeit „mit Dreinschlagen gleich fertig gewesen," und auch zu Privathändeln „die Faust im Fechten weidlich brauchte," so waren trotzdem ritterlicher Anstand, Lebensart und edler Takt Eigenschaften, durch die er sich auszeichnete und die ihm vorzugsweise die Achtung der Franzosen erwarben. — Aberglauben war ihm in allen Formen zuwider, und er bekämpfte ihn, wo er ihn fand. In diesem Sinne ließ er zu Ellbogen einen Meteorstein, den der Aberglauben des Volkes als den „verwünschten Burggrafen" bezeichnete, in den Brunnen werfen, um allen Anlaß zu abergläubischem Mißbrauch zu beseitigen.

Ueber seinen kriegerischen Werth kommen die Urtheile der Sachverständigen so ziemlich dahin überein: er war ein Mann, dem es zwar zuweilen an taktischer Besonnenheit, aber nie an strategischem Feldherrnblick gebrach; er gehörte zu jenen wenigen Generalen, die eine Niederlage nur

als ein bald vorübergehendes Unglück betrachten und sich nie entmuthigen lassen; er behielt stets Fühlung an der Klinge. Werth, vor ihm Pappenheim, nach ihm Spork und Derfflinger, waren die vier größten Reitergenerale des 17. Jahrhunderts. — Dabei war der gepriesene Reiterkönig ein wahrer Soldatenvater, der für seine Krieger sorgte, wie wenig andere, und durch deren väterliche Verpflegung er sich vortheilhaft auszeichnete vor der Mehrzahl der übrigen Generale. Zwei Zeugnisse von Zeitgenossen mögen hier am Orte sein. Das erste, von einem Oestreicher, lautet so: „Ward in Frankreich als ein Abgesandter des Höllenfürsten gefürchtet und sind bei Nennung seines Namens wol auch alte Soldaten davongelaufen. Desto mehr haben die Kaiserlichen in ihme Vertrauen gesetzt, und ist in Summa ein rechter Soldatengott gewesen, der Zeitlebens keine Ruhe und keine Rast gehabt, und von seinem ganzen Verdienst wenig besseres davon gebracht, als sein letzter Reiter.“ Das andere Zeugniß stellt ihm ein Feldkaplan der kaiserlichen Armee, P. Thomas Carve, aus: „Ich hörte einmal (in Norddeutschland) einige der kaiserlichen Generale sich mit Johann von Werth vergleichen, aber mir schien diese Vergleichung wie die des Zaunkönigs mit dem Adler. Werth nämlich führte alles, was er unternahm, auf eigene Gefahr, nach eigenem Plane aus, diese aber auf

Befehl und Anordnung Anderer; und was die Hauptsache ist, Werth hätte lieber sich selber, als einen seiner Soldaten leichtfertig aufgeopfert, diese aber ließen ganze Legionen aus Habsucht zu Grunde gehen.“ — Daher die Liebe und Anhänglichkeit, welche seine Reiter zu ihm trugen. Bei all seinen Siegen, Ueberfällen und Eroberungen blieb er persönlich frei von Habsucht, und erhielt sich das Lob der Unbestechlichkeit.

So war Werth, gefeiert und gefürchtet, der Liebling seiner Reiter, das Ideal aller jungen Soldaten; so steht er in der Geschichte, in seinem Streben furchtlos und beharrlich, von Gemüthe frommgläubig und gerad, in seinem ganzen Wesen energisch, resolut, hochherzig — eine altritterliche Gestalt.





Jean de Werth,

der Reitergeneral.

Ein Lebensbild

aus dem dreißigjährigen Krieg

für Alt und Jung dargestellt

von

Franz Binder.



Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

